2. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 14



Kattowitz, den 8. April 1933

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kyzia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Palmsonntag

An einem der Tage war es, die dem Fest der ungesäuerten Brote vorangehen, als das Volk sich zu den Feierlichkeiten in der Hauptstadt versammelte und täglich ein neuer Strom von Gästen aus allen Teilen des Landes durch die mächtigen Tore flutete. Mitten in den festlichen Trubel drang die Nachricht: „Der neue König zieht in Jerusalem ein. Kommt, laßt uns ihm entgegengehen und ihn begrüßen!" Und sie schnitten grüne Zweige von den Bäumen und warfen sie vor die Hufe seiner Eselin und riefen ihr Hosianna.

Es war die Vorfreude auf das Passah-Fest, die durch das Erscheinen des Messias zu hellem Jubel gesteigert wurde. Es war das Nationalgefühl des Volkes, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das hier, in der Begeisterung für den gottgesandten Führer, seinen befreienden Ausdruck fand. Die tiefere Bedeutung dieses Einzugs in Jerusalem hatte wohl noch niemand erfaßt, außer dem, der sich, einem höheren Willen folgend, zu diesem Gang durchgerungen hatte.

Ist es heute nicht ähnlich? Weckt der Palmsonntag in uns nicht in erster Linie ein Vorgefühl von Ostern? Fühlen wir uns nicht einig in der Freude des Erwachens und suchen wir nicht schon am Palmsonntag den ganzen Winter zu vergessen? Nur allzugern schwingen wir uns über die dunkle Karwoche hinweg, die soviel Schweres und Unverstandenes, soviel Geheimnisvolles birgt. Jetzt, wo das Fest des Lebens, der Tag der Aufer-

Garten Gethsemane bei Jerusalem

stehung so nahe ist, wollen wir uns nicht von Todesgedanken einfangen lassen. Und doch liegt beides, das Osterfest und der Karfreitag, in dem Palmsonntag beschlossen.

In der Karwoche mit ihrem schicksalsvollen Geschehen ballt sich symbolisch noch einmal das ganze Leid der Menschheit zusammen, durch das man schreiten muß, um die Osterfreude voll aufnehmen zu können.

Palmsonntag — der Bote, der das Frühlingsfest ankündigt.

Palmsonntag ist es aber auch, der gemahnen soll, daß ohne die Bangigkeit des Winters das Erwachen nicht so lieblich ist und nicht so beglückend.

Jedem besinnlichen Menschen wird der Palmsonntag mehr sein als nur der Anlaß zum befreienden Jubel über den Sieg des Lebens über das Vergängliche, jeden besinnlichen Menschen ergreift der Palmsonntag mit seltsam zwiespältigem Gefühl: Die natürliche Freude an dem aufquellenden Leben wird leise überschattet von dem Wissen um den Kampf, der einmal gekämpft werden mußte. Aber aus bangem Ahnen und tiefem Erschauern ringt sich eine süße Hoffnung los, die zur strahlenden Gewißheit wird.

Wenn wir das Wehen des Todes noch einmal erschüttert in uns nachfühlen, dann können wir den Wert des Lebens begreifen, dann sind wir reif genug, um Ostern feiern zu können.

Was in der Welt geschah

„Mei Hütla" — „Heil Hitler"

Bei einem heftigen Sturme, der vor einigen Tagen in Troppau tobte, ging ein biederer Bauer durch die Bahnhofstraße zum Bahnhof, als ihm durch einen Windstoß der Hut vom Kopfe gerissen wurde und immer rascher davonwirbelte. Mit dem Rufe „Mei Hütla" (schlesische Mundart: „Mein Hut!") rannte der Bauer dem Hute nach. Ein tschechischer Polizist, der in der Nähe stand und „Heil Hitler!" verstanden hatte, verhaftete den Bauern und führte ihn auf das Polizeikommissariat. Unter allgemeinem Gelächter der Beteiligten und Unbeteiligten klärte sich dann dort das Mißverständnis auf, dessen Ursache offenbar in den überreizten Nerven und in der mangelhaften Sprachkenntnis des tschechischen Sicherheitsorgans lag.

*

Streit um ein Kunstwerk

Zwischen italienischen und deutschen Archäologen wird zurzeit ein heftiger Kampf um die Echtheit einer in Berlin befindlichen Statue der Persephone ausgefochten. Diese Statue wurde zu Beginn des Krieges von den Berliner Museen für den Preis von rund einer Million Reichsmark angekauft. Der Kaiser hat bei diesem Kauf aus eigener Tasche fast die Hälfte der Summe zugesteuert. Nun hat Professor Galli, Custos der Museen von Kalabrien, kürzlich erklärt, daß der Kaiser düpiert worden sei, weil die angeblich echte griechische Statue eine geschickte, moderne Fälschung sei. Die Berliner Museumsleitung hat dieser Auffassung energisch widersprochen, aber Galli bleibt bei seiner Meinung.

Die Statue wurde in der Schweiz als ein Meisterwerk des fünften Jahrhunderts v. Chr. erworben und sollte in Loeri gefunden worden sein. Nun erklärt Galli, daß er jeden Fußbreit Erde in Loeri kenne und ist daher fest überzeugt, daß die Statue nie dort gefunden wurde. Sie soll von einem sizilianischen, sehr talentvollen Meister stammen, der aus ihr künstlich einen Torso gemacht hat. Tatsächlich sei die Statue mit großem Geschick gefälscht, behauptet Galli, und wahrscheinlich nach einem kleinen, echten Modell, nämlich einer Statuette der Persephone, die im Süden Italiens im Jahre 1912 ausgegraben wurde.

*

Geisteskranker entführt eine Straßenbahn

Ein aufregender Vorfall spielte sich in Graz ab. Ein Straßenbahnführer wurde plötzlich geisteskrank und bestieg auf dem Eggenberger Bahnhof einen Motorwagen mit drei Anhängern, den er in rasender Fahrt durch die nächtlichen Straßen führte. Trotzdem er Höchstgeschwindigkeit eingeschaltet hatte, gelang es einem Kontrolleur und einem Wachbeamten, auf die Straßenbahn aufzuspringen. Während sie sich auf einen Kampf mit dem Geisteskranken vorbereiteten, fragte dieser freundlich nach dem Wege. Nun sprachen sie auf ihn ein und überredeten ihn, das Tempo zu verlangsamen und endlich den Wagen zum Stehen zu bringen. Der Geistesgestörte führte wirre Reden und wurde einer Heilanstalt zugeführt. Wäre seine Tat am Tage geschehen, so wäre das Unglück, das er angerichtet hätte, nicht zu übersehen gewesen.

*

Schwindel mit der Krankheit anderer

Einem tollen Schwindel ist man in Schlesien auf die Spur gekommen. Eine Anzahl ebenso geschäftstüchtiger wie skrupelloser Leute taten sich zu folgendem Komplott zusammen: Sie suchten Personen auf, von denen sie wußten, daß sie lungenkrank waren, und verschafften sich von ihnen alle notwendigen Personalangaben und Papiere, um sie dann ohne deren Wissen in Lebensversicherungen einzukaufen. Der Vertrauensarzt der Versicherungsgesellschaft erhielt gesunde Personen aus dem Kreis der Betrüger zur Untersuchung. Die Betrüger hofften dann auf den baldigen Tod ihrer Opfer, deren Versicherungspolicen sie in der Hand hatten. Sie sollen sogar in verschiedenen Fällen den Kranken Morphium beigebracht haben, um ihr Ableben zu beschleunigen. Bisher sind sieben Personen verhaftet worden.

*

Deutscher Gelehrter aus Eisnot gerettet

Der Göttinger Geophysiker Dr. Woelcken, der an einer russischen Polarexpedition nach Nowaja Semlja teilnahm und am 22. Februar zusammen mit dem Leiter der Expedition und einem Mechaniker zu einer Sonderexpedition zum Hoffnungskap aufgebrochen war, mußte nach Meldungen, die in Göttinger Universitätskreisen vorliegen, mit seinen Begleitern umkehren. Unter Zurücklassung des Schlittens mußte der Rückweg zu Fuß angetreten werden. Wegen völliger Erschöpfung mußte dann Dr. Woelcken 20 Kilometer vom Kap des Wunsches entfernt in einem Zelt zurückgelassen werden. Eine Hilfsexpedition versuchte Dr. Woelcken aufzufinden, mußte jedoch unverrichteter Sache zurückkehren. Eine zweite Hilfsexpedition hat nach einer jetzt eingetroffenen Funkmeldung Dr. Woelcken aufgefunden und ins Hauptlager zurückgeholt. Die Funkmeldung enthält über den Gesundheitszustand Dr. Woelckens keine Angaben.

*

Ordnung muß sein

In Leverkusen erklärte sich ein Technikerlehrling, der seine Stelle verloren hatte, bereit, ohne Lohn zwecks Vervollkommnung seiner Berufsfertigkeit zu arbeiten. Das wurde ihm zwar vom Arbeitsamt bewilligt und im gleichen Augenblick die Arbeitslosenunterstützung entzogen mit der Begründung, daß er jetzt ja Arbeit habe. Der junge Mann mußte daher mit dem Arbeiten aufhören, um Geld zu verdienen.

*

Versehentlich operiert und gestorben

Ein junges Mädchen, das ins Glasgower Krankenhaus eingeliefert wurde, ist während einer Operation gestorben. Wie nachträglich festgestellt werden mußte, ist die Operation überhaupt irrtümlich vorgenommen worden. Das Mädchen hatte rheumatische Beschwerden, kam aber versehentlich in die Abteilung für Frauenkrankheiten und ist dann ohne viel Aufhebens operiert worden. Das Gericht, das sich mit diesem Fall zu beschäftigen hatte, hat zwar den Vorwurf fahrlässiger Tötung nicht anerkannt, aber festgestellt, daß die Krankenhausleitung mit mangelnder Sorgfalt gehandelt habe.

*

Wolkenkratzer — 1500 Meter hoch

Besonderes Aufsehen erregen die Ausführungen des bekannten Wolkenkratzer-Erbauers Irvin C. Hanin, der kürzlich in einem Vortrag erklärte, daß man bei dem nächsten Großbau schon eine Höhe von 500 Metern in Betracht ziehen und daß es sich hier durchaus nicht um eine vereinzelte Rekordleistung handeln würde. Es bestehe heute schon kein Hindernis mehr, die Wolkenkratzer bis zu einer Höhe von 650 Metern zu führen, und auch diese bedeute durchaus nicht die Grenze des Möglichen.

In Fachkreisen werden noch besondere Erwartungen an die Erfindung des Ingenieurs Charles F. Burgeß geknüpft, der Bausteine aus einem Zellulosestoff herstellen soll, die kaum ein Fünftel des Gewichts gleich großer Ziegelsteine erreichen. Sie sollen so leicht sein, daß sie auf dem Wasser schwimmen können und dabei so fest, daß sie den Bau von 1500 Metern hohen Gebäuden ermöglichen werden.

*



Burg Hohnstein als politisches Gefängnis

Die bekannte Jugendburg Hohnstein in der Sächsischen Schweiz ist für den öffentlichen Verkehr gesperrt worden und wird zur Unterbringung politischer Gefangener Verwendung finden. Der erste Transport von 150 Gefangenen ist bereits auf der Burg eingetroffen.

Pflanzung von Obstbäumen

Der Sinn für Obstbaumkulturen ist auch beim kleinbäuerlichen Besitz und vorab bei den Kleingärtnern stark erwacht, was rühmend hervorgehoben werden muß. Auch in diesem Frühjahr werden Pflanzungen von Obstbäumen vorgenommen, für die besonders leichtere Böden der Herbstpflanzung vorzuziehen sind.

Als Selbstverständlichkeit wird vorausgesetzt, daß die Baumgruben 70 bis 100 Zentimeter tief und breit auszuschachten sind. Der obere bessere Boden und auch Rasenstücke müssen nachkommen. Gut ist es, wenn man Torfmull oder verrotteten Dünger beimengen kann. Frischen Mist zu unterst der Baumgrube zu legen, empfiehlt sich nicht, weil er zu tief zu liegen kommt; er wird von der Luft abgesperrt und kann nicht verwesen und die für die Pflanze bekömmlichen Stoffe nicht auflösen.

Vor der Pflanzung sind die Wurzeln und die Krone zu verschneiden. Beim Zuschütten der Gruben ist auf die Wurzeln ein gewisse Rücksicht zu nehmen; man werfe die Erde in kleinen Mengen darauf und suche sie durch Schütteln auf der Schaufel möglichst zu zerkleinern. Zum Pflanzen eines Baumes gehören immer zwei Personen. Hochstämme sind stets mit einem Pfahl zu versehen, der aber geschält sein muß, weil bei einem ungeschälten sich unter der Rinde viel Ungeziefer ansammelt, welches dann auch den Baum befällt.

Ueber die Baumform, ob Hoch- oder Halbstamm, Busch oder Pyramide, Spalier- oder Formenbäume, entscheiden immer die persönlichen Ansichten. Natürlich spielen dabei auch die Raumverhältnisse eine wichtige Rolle. Bei beschränkten Raumverhältnissen, wie bei den Schrebergärten, kommen Hochstämme nicht mehr in Frage.

Wichtig ist dann die Wahl der Sorten, und man lasse sich in dieser Hinsicht am besten von der Gartenbauabteilung der Landwirtschaftskammer beraten, um so mehr, als man auf die in Polen beliebten Züchtungen angewiesen ist, die man aber nicht genau kennt.

Der Obstgarten bliebe unvollständig und würde nicht befriedigen, wenn man darin nicht einige Pflaumenbäume pflanzen würde. Für diese muß man nach Möglichkeit einen geschützten, der Wärme ausgesetzten Platz aussuchen.

a.

Saatgutwechsel

Es ist schon allgemein bekannt, welchen Einfluß ein Saatgutwechsel auf den Ertrag der Frucht hat.

Er ist bei den Halmfrüchten sehr zu empfehlen und bei Kartoffeln müßte er eigentlich befohlen werden, weil diese Fruchtgattung zu rasch entartet. Mangelhafte Ernten sind die unangenehmen Folgen davon. Bei Kartoffeln müßte das Saatgut alle drei, bei Halmfrüchten alle acht Jahre gewechselt werden.

Beim Wechsel des Saatgutes herrscht immer noch viel Unkenntnis. Man hat davon schon gehört und auch gelesen und man meint, das Saatgut gewechselt zu haben, wenn dasselbe aus einem benachbarten Orte geholt wird. Gewiß wird durch einen Wechsel des Ackerbodens auch ein schon degenerierter Samen zum besseren Wachstum angeregt, aber diese Wachstumsfreudigkeit hält nur für ein Jahr an. Zum Saatgutwechsel gehören Züchtungen, die ganz neu herausgebracht werden. Solche Qualitäten sind am besten von Saatgutzuchtstationen zu beziehen.

Bei dem Saatgutwechsel sind auch Züchtungen zu bevorzugen, die sich einer guten Konjunktur erfreuen, z. B. beim Hafer wird der Weiß- dem Gelbhafer vorzuziehen sein, weil er auch im Handel bevorzugt wird.

Bei Kartoffeln muß man besondere Vorsicht anwenden. Es dürfen keine Sorten gekauft werden, die auf den Eisengehalt des Ackerbodens zu gern reagieren. Die Folge davon sind die Eisenflecke, die schwarze Streifen in dem Fleisch bilden. Dazu neigen die meisten weißschaligen Züchtungen.

Der Saatgutwechsel muß sich dann auch nach dem Geschmack des Kundenkreises, der für die Abnahme der Kartoffelernte in Frage kommt, richten. Es gibt Abnehmer, die die weiße, rote oder gelbe Kartoffel bevorzugen und nach dieser Einstellung sind auch die neuen Saatkartoffeln zu bestellen. Ihr Absatz nach der Ernte wickelt sich dann vorteilhafter ab.

Beim Zukauf von Saatgut bei Halmfrüchten und Sämereien muß man sich die Keimfähigkeit garantieren lassen, auch muß dabei ein unkrautfreier Samen verlangt werden.

a.

Generalversammlung des „Vereins der Schrebergärtner" in Gieschewald

Der „Verein der Schrebergärtner in Gieschewald" hielt zusammen mit seinen Sektionen für Kaninchenzucht und Bienenzucht die diesjährige Generalversammlung ab, die recht gut besucht war. Nach der Eröffnung durch den Vorsitzenden Pyrlik wurde die 13 Punkte umfassende Tagesordnung erledigt. Das Protokoll der letzten Versammlung wurde genehmigt. In das Präsidium wurden die Herren Wojcik und Herla gewählt. Es folgten die Berichte des Sekretärs über das Vereinsleben im vergangenen Jahre, des Schatzmeisters über den Kassenstand und des Zeugwartes über den Stand des Inventars, ferner der Bericht über den Stand der Krautversuchsschule, die der Verein eingerichtet hat. Der Bericht von Herrn Hajnol über die Arbeit der Sektion der Kaninchenzüchter enthielt Klagen über die Vernachlässigung durch den Hauptverband, der Vorsitzende Pyrlik würdigte die Tätigkeit der Sektion für Bienenzucht und hielt einen kurzen Vortrag über die Krankheiten der Bienen. Von der Landwirtschaftskammer wurden dem Verein vier Böcke zur Verfügung gestellt, die sich in guter Pflege befinden. — Die Vereinsbibliothek erfreute sich eines regen Zuspruchs.

Nach dem Bericht der Revisoren, der feststellt, daß bei der Revision alles in Ordnung befunden wurde, wurde dem Vorstand die Entlastung erteilt. Die Neuwahl des Vorstandes, die in geheimer Abstimmung erfolgte, hatte folgendes Ergebnis: Präses Josef Pyrlik, Stellvertreter Hajnol, 1. Sekretär Herla, 2. Sekretär Drozdek, 1. Schatzmeister Kalinowski, Zeugwart Kapica, Beisitzer Tojca, Fischer Hobik, Holuszek, Goleszny, Sektion der Kaninchenzüchter Hajnol, Kuc, Holuszek. Es wurden ferner gewählt die Revisoren, die Kommission für die Deckstation, der Bibliothekar und die Sektion für Bienenzucht. Darauf wurde beschlossen, den Punkt 19 der Statuten zu beseitigen, der die Einführung eines Kollegengerichts vorsieht. In der freien Aussprache wurde gefordert, daß krebssichere Kartoffeln gekauft werden sollen, doch wies der Vorstand darauf hin, daß dafür keine Mittel vorhanden sind. Der Vorstand erklärte gleichzeitig, daß der Verein für seine Mitglieder Kalk besorgen wird. Damit war die Tagesordnung erschöpft und der Vorsitzende schloß die Versammlung mit dem Vereinsgruß.

Vorschriften für Grundbesitzer bei behördlichen Vermessungen

Die Kattowitzer Handelskammer gibt bekannt, daß auf Grund des Gesetzes über Landesvermessung von den Besitzern und Pächtern von Grundstücken folgendes zu beachten ist: Den staatlichen und Selbstverwaltungsorganen, die mit der Landesvermessung beauftragt werden, ist zu gestatten: 1. das Betreten der Grundstücke und Gebäude; 2. die Beseitigung bei der Vermessung erschwerenden Gegenstände; 3. die Aufstellung von Triangulationstürmen und die Anbringung anderer zeitweiliger Meßzeichen; 4. die Anbringung ständiger Meßzeichen; 5. die Beschlagnahme des zur Herstellung der zeitweiligen Meßzeichen erforderlichen Holzmaterials und 6. die Ausübung aller sonstigen, durch die Vermessung gebotenen Funktionen. Das gleiche gilt gegenüber den Aufsichtsorganen.

Bald nach Beendigung der Arbeit sind die durch die Vermessung entstandenen Schäden und der Wert des beschlagnahmten Holzmaterials vom zuständigen Gemeindevertreter in Gegenwart des Geschädigten abzuschätzen. Falls der Schaden mehr als 50 zł beträgt, ist ein Sachverständiger heranzuziehen. Die Einspruchsfrist beträgt vierzehn Tage, die Frist für die Anrufung des Gerichts 30 Tage (im letzteren Falle vom Tage der Zustellung der Berufungsentscheidung an gerechnet.) Die gleiche Frist (30 Tage) gilt für den Fall der Enteignung oder der zeitweiligen Beschlagnahme von Grundstücksanteilen (nicht mehr als zehn Quadratmeter.) Die Beschädigung oder Beseitigung der Meßzeichen wird mit Gefängnisstrafen bis zu einem Jahr und im Falle einer geringeren Bedeutung mit Gefängnis bis zu 6 Monaten bestraft.

Taubenfütterung

Die Fütterung der Tauben ist gerade jetzt von großer Bedeutung, da das Brutgeschäft richtig beginnt. Der rechte Taubenliebhaber wird seine Tiere nicht gern feldern lassen, weil sie dabei allerlei Gefahren ausgesetzt sind. Sein Vorteil besteht darin, daß es den Tauben eine gute Abwechslung im Futter bringt, die dann eine Fütterung zu Hause auszugleichen suchen muß.

Diese Fütterungsfrage ist immerhin nicht so einfach und verschiedene Umstände, wie Jahreszeit, Witterung und auch Zweck, müssen in Betracht gezogen werden. Im Winter werden keine Bruten geduldet, und es genügt das Erhaltungsfutter wie Gerste — Hintergerste. Im Frühjahr müssen besonders träge Tiere zur Paarung angeregt werden, und man verabfolge ihnen kleine Gaben von Hanf. Zur Aufzucht der Jungen eignet sich Bruchreis sowie geschälte und ungeschälte Hirse. Sehr zuträglich sind den jungen Tieren Rübsen, Glanz und Mohn. Bei den Zuchtpaaren sind sehr beliebt Wicken und kleine Erbsen; man füttere damit aber nur sparsam, sozusagen als Delikatesse. Den jungen Tieren würde nämlich dieses kräftige Futter, reichlich gereicht, nicht bekommen, ja es kann sogar schaden. Roggen ist gänzlich wegzulassen; denn er macht die alten Tiere krank und die jungen kann er töten. Hafer nehmen die Tauben nur ungern an. Leinsamen pickt sich schlecht auf, dazu klemmt er sich gern in der Gaumenspalte und kann lebensbedrohende Zustände hervorrufen. Kartoffeln gibt man geschält, gekocht, zerdrückt und dazu noch warm.

Zum Grundfutter eignet sich am besten die Gerste. Weizen macht die Tiere zu übermütig, sie veranstalten dann oft Raufereien, wobei die Eier leicht zerschlagen werden und sogar die Jungen umkommen können.

Gut ist für die Tauben ein Futterautomat, wie er in der Hühnerhaltung angewendet wird. In diesen kommt das Grundfutter hinein, von dem die Tiere so viel entnehmen, als sie benötigen. Daneben streue man ihnen vormittags und nachmittags bald dieses, bald jenes Körnerfutter, aber nur ungemischt, denn bei einer Mischung suchen sich die Feinschmecker nur das beste aus und das andere bleibt liegen.

a.

Können sich Fische erkälten?

Es klingt wohl sehr paradox, wenn man von einer Erkältung der Fische spricht und dennoch ist sie möglich und kommt auch vor. Ein erfahrener Fischzüchter mußte in einem Jahre Besatzfische aus einer entfernten Teichgegend abholen. Es war in der zweiten Hälfte des April und es gab niedrige Temperaturen und Rauhfröste. Von diesen Besatzfischen schwammen nach Verlauf von 5—7 Tagen gut 35 Prozent tot auf dem Wasser.

Unterwegs erwärmte sich das Wasser in den Fässern durch den Wellenschlag und die Bewegung der Fische. Sie wurden dann aus den Fässern unmittelbar in das Teichwasser mit seiner niedrigen Temperatur ausgesetzt und der rasche Temperaturwechsel führte zur

Erkrankung der Tiere, wobei viele absterben mußten. Der Schaden war ganz erheblich.

Gibt es nun ein Mittel, um sich vor Verlusten dieser Art zu schützen? Bestimmt gibt es dafür ein Mittel, das Thermometer. Beim Besetzen eines Teiches im zeitigen Frühjahr mit Fischen, die weitere Transporte durchmachen müssen, ist das Thermometer nicht zu entbehren. Mit diesem müssen die Temperaturen des Wassers im Fasse und im Teiche nachgemessen werden. Ergeben sich Unterschiede, so muß in das Faß kälteres Teichwasser allmählich nachgegossen werden bis zum Ausgleich der Temperaturverhältnisse. Man soll sich alsdann beim Umsetzen Zeit lassen, damit sich die Fische an die Temperaturveränderungen gewöhnen. a.

Arbeitskalender für April

1. Pflügen, krümmern, eggen, walzen, abschleppen. 2. Weizen abeggen, Einsaat von Gerste, Hafer, Gemenge. 3. Die frühen und mittelfrühen Kartoffeln legen, Futter- und auch Zuckerrüben drillen. 4. Klee-Einsaat in das Wintergetreide, Wicken, Lupinen, Seradella aussäen. 5. Kopfdüngung der Wintersaat. 6. Luzerne- und Kleefelder abeggen. Beim angewinterten Klee Gemenge — in 14tägigen Abständen — bestellen. 7. Bis Ende des Monats den jetzt noch vorhandenen Mist unter Kartoffeln ausfahren. 8. Die Maulwurfhaufen einebnen und festwalzen. 9. Gebäudereparaturen ausführen, Stallungen ausweißen. 10. Den Fohlen die Hufe, den Rindern und Ziegen die Klauen beschneiden.

Winke für die Brutzeit

Diejenigen Hennen liefern die besten Bruteier, die den größten Auslauf haben. Leider werden häufig die Tiere, welche die Bruteier produzieren sollen, zu eng gehalten, um nur die Rasseeinheit nicht zu stören. Oder aber in städtischen Verhältnissen müssen sich die Hühner mit recht beschränkten Raumverhältnissen zufrieden geben. Es hat wenig Zweck, von solchen Stämmen Bruteier zu verwenden, weil sie meist mangelhaft befruchtet sind.

Schlechte Bruteier werden auch von zu fetten Hühnern geliefert, und die Hühner müssen auch verfetten, wenn sie zu kleine Ausläufe haben und dazu noch einseitig gefüttert werden. Wenn man eine kräftige Nachzucht erzielen will, soll man keine Bruteier von Hennen verwenden, die unter einem Jahre alt sind.

Für den kleinen Züchter empfiehlt sich am besten für die Brutzeit der Monat April. Denn es ist dann mit besseren Witterungs- und Wärmeverhältnissen zu rechnen, und die Kücken können ohne Verluste aufgezogen werden. Bruten aus dem Spätmai, Juni oder gar Juli sind Sorgenkinder; denn ihre Entwicklung läßt zu wünschen übrig, weil den Tieren im Spätsommer die Naturkost fehlt, das Wachstum wird gehemmt, und die Jungtiere werden zu spät legereif.

Bruteier können 10 — höchstens 14 Tage aufbewahrt werden, wobei sie dann täglich zu wenden sind. Die Entwicklung der jungen Brut hängt sehr von einer zweckmäßigen Haltung und Fütterung ab. Zu viel mästendes Futter darf nicht gereicht werden, weil die Tiere sich darnach nur schlecht entwickeln. Vor allem werden zu fett gefütterte Tiere zu spät legereif und leisten dazu zu wenig.

Weichfutter verwende man nur sparsam bei der Aufzucht; denn übermäßig gereicht, reizt es zum Durchfall. Im Stallraum achte man auf einen warmen und trockenen Fußboden. Er braucht nicht gedielt zu sein. Dafür muß reichlich Spreu, am besten aber gut getrockneter Torf gestreut werden.

Das erste Kückenfutter ist gut gekochtes Ei.

Der weiße Steinklee (Bokharaklee)

Er kann als Futterpflanze empfohlen werden. Als Kind unserer Heimat ist er ungemein winterfest und kann auch den strengsten Wintern Trotz bieten. Zudem ist er in jeder Beziehung anspruchslos. Da er bis zwei Meter hoch wird, könnte er große Futtermengen liefern. Leider ist er arm an Blättern und seine Stengel verholzen zu schnell. Dann ist er als Futterpflanze nicht mehr zu gebrauchen. Außerdem ist er an den sogenannten Kumarin reich, einem Stoff, den die Haustiere verschmähen. Nur jung und zwar bis zu einer Länge von 40 cm kann er verfüttert werden. Dafür besitzt er aber große Wachstumsfreudigkeit und kann im Jahre bis viermal geschnitten werden.

Sein Anbau kann unter Umständen recht lohnend sein, da er auch noch auf trockenen Berghängen und steinigen Böden, wo jede andere Nutzpflanze leicht ausbrennt, gedeiht. Er eignet sich besonders zur Verbesserung der Bienenweide und dürfte schon aus diesem Grunde in keiner Gemarkung fehlen. Seine Blütezeit reicht vom Juni bis zum Eintritt des Frostes.

Da er ferner ein vorzüglicher Stickstoffsammer ist, eignet er sich als Gründungspflanze und es läßt sich mit ihm manches Stück minderwertigen Ackers verbessern. Schon im Herbst des Aussaatjahres kann er große Mengen grüner Pflanzenmassen liefern, für Silos geeignet. a.

Hackfrüchte, die in Mieten aufbewahrt wurden

Auch bei der größten Sorgfalt läßt es sich nicht vermeiden, daß die in Mieten untergebrachten Hackfrüchte ankranken. Sie sind beim Räumen derselben sorgfältig durchzustauben. Angefaulte Stücke sind bald zu verfüttern, vorher aber gründlich zu reinigen, am besten durch Abwaschen, weil dann die angefaulten Stellen am leichtesten zu bemerken sind. Jede angefaulte Stelle ist auszuschneiden.

„Für Pferde muß das Abspülen unbedingt vorgenommen werden; denn ihnen würde schon der Sand schaden, der gar zu schweren Sandkoliken führen könnte."

Rüben und auch Mohrrüben pflegen sich mit einem Pilzrasen zu überziehen; er ist nicht nur abzustreifen, sondern muß ausgekratzt werden. Hackfrüchte, die mit Blätterstengelstümpfen eingemietet worden sind, setzen besonders an den Köpfen gern etwas fauligen Schlick an, von dem sie gesäubert werden müssen. Dieser Schlick verdirbt nicht allein den Geschmack der Hackfrucht, sondern enthält auch Fäulnisstoffe und Pilze, die in den meisten Fällen leicht gesundheitsschädliche Wirkungen im Organismus des Tieres ausüben können. a.

Bläuliche Kammverfärbungen

Sie sind lediglich auf Verdauungsstörungen der betreffenden Hühner zurückzuführen. In solchen Fällen muß in erster Linie für ein Wechsel in der Fütterung gesorgt werden. Verdauungsstörungen sind wiederum häufig Folgen eines Mangels an Bewegung. Bläuliche Kammverfärbungen sind gerade in den Wintermonaten bei Hühnern mit unzulänglichen Stallverhältnissen keine Seltenheit. Jetzt naht das Frühjahr, Auslauf wird den Hühnern genügend zur Verfügung stehen und sie müssen gezwungen werden, ihn auszunützen. Angekrankte Tiere haben meist wenig Lust zu viel Bewegung. Man muß sie daher eine kurze Zeit äußerst knapp im Futter halten. Sie werden dann umherlaufen und Scharren und das erzwungene Futtersuchen wird ihnen gut tun. Auf keinen Fall lasse man solche Tiere irgendwo umhersitzen. a.

Staubendes Heu

Es ist immer ein ungesundes Futter für Rinder und Gift für Pferde; denn der Staub setzt sich in den Atmungsorganen der Tiere fest und reizt die Schleimhäute. In besonders schlimmen Fällen kann es schwere Entzündungen hervorrufen. Dämpfige Pferde können daran zugrunde gehen und gesunde können davon dämpfig werden. Für Magen und Darm bringt dieser Staub Verstopfungsgefahren, die bei Pferden besonders gefährliche und tötliche Kolikerkrankungen hervorrufen können.

Staubentwicklung tritt auch beim guteingeernteten Heu auf. Dieser Staub ist auch in den meisten Fällen kein Erdstaub, sondern bildet sich aus den von tierischen und pflanzlichen Kleinlebewesen zerfressenen und zersetzten Heumassen. Zuweilen sind es auch Milben, die in dem Heu sitzen und sich stark vermehren. Sie verleihen ihm einen schlechten Geschmack, so daß die Tiere es nur mit Widerwillen annehmen.

Heu dieser Art muß deshalb gründlich behandelt werden. Am besten ist es, wenn es vom Heuboden heruntergeworfen wird, um es im Hofe im guten Sonnenschein öfters wenden zu können, dadurch wird es von dem Staube befreit und durch den Sonnenschein gebessert. Der entleerte Boden ist sauber auszufegen und der ganze Unrat von ihm zu entfernen. Daraufhin kann das behandelte Heu auf ihm untergebracht werden. a.

Volkseinkommen und die Hausfrau

Achtzig Prozent des gesamten Volkseinkommens gehen durch die Hand der Frau. Aus dieser Zahl ist deutlich zu ersehen, welch große Bedeutung der Frau als Käuferin zukommt. Der möglichst wirtschaftliche Umgang mit den Einkünften einer Haushaltung will erlernt sein, am besten durch eine gute Schulausbildung. In dieser Hinsicht werden aber die Töchter des Landvolkes arg vernachlässigt, und es wäre an der Zeit, auf dem Lande an die Einrichtung von Bildungsmöglichkeiten für Landmädchen in der Haushaltung zu denken. a.

Wundverbände an Obstbäumen

Wundmale am Obstgehölz pflegt man mit aufgelegtem Lehmbrei zu heilen. Er darf aber nicht zu viele tonige Bestandteile enthalten, weil die Gefahr besteht, daß diese Masse zu kräftig erhärtet und die Wundflächen von günstigen Außeneinflüssen abschließt. Dadurch wird der Heilvorgang erschwert und verzögert.

Wo sich eine Wundschicht — Kambium — noch halbwegs günstig ausbilden soll, vermenge man den fetten Ton mit feingestoßenen gebrannten Feldziegeln oder aber mit Kuhmist. Diese Maßnahme muß man vorab bei Steinobstgehölzen anwenden, weil bei ihnen die Wunden ohnehin recht zaghaft überwallen. a.

Fäkalien im Obstgarten.

Bei den Bauern hauptsächlich zählt die Latrinenjauche zu den besten Düngemitteln, und man düngt damit zu gern und auch oft die Obstbäume. Bei dieser Ueberlegung wird von besonderen Feldfrüchten — wie Rüben und Kraut — auf die Obstbäume gefolgert, was durchaus nicht richtig ist, denn mit der Latrinenjauche erhalten die Bäume ein Uebermaß von Stickstoff, der sogar zu schädigendem Einfluß in der Entwicklung des Baumes führen muß. Eine übermäßig üppige und vorab dichte Baumkrone ist eine Folge davon. Haben die Bäume dazu eine geschützte Lage, an der die Holzbildung ohnehin reger ist als an luftigen und offenen Stellen, so wirkt sich die Verwendung dieses Düngemittels noch ungünstiger aus.

Zur Pflege der Obstbäume bediene man sich daher solcher Düngemittel, die alle Lebensvorgänge der Bäume, wenn auch langsamer, so doch gleichmäßiger fördern. Dazu eignen sich am besten die Kunstdüngemittel in Form einer Volldüngung — Phosphor, Kali und mäßig Stickstoff. a.

Veredelung älterer Bäume

Besitzen die umzuveredelnden alten Bäume nur wenige Aeste in ihren Kronen, so verwende man dazu Reiser stark treibender Sorten, um auf diese Weise möglichst rasch einen guten Kronenschluß zu erzielen. Beliebt ist dafür eine andere Methode. Man setzt solchen Bäumen gern eine große Anzahl Reiser auf, denen man dann eine zwanglose Entwickelung gewährt. Diese Methode ist nicht zu empfehlen, da damit nie eine gute Kronenbildung erreicht wird, die Krone eher zugrunde richtet.

Zu einer solchen Umveredelung wähle man auch Reiser von Sorten, die möglichst spät mit der Fruchtbildung einsetzen, dafür aber der Kronenbildung mehr Zeit lassen. a.

Behandlung von Spalierobst

Alle Obstgattungen an alten Spalieren und dazu noch an zerfallenem Mauerwerk haben unter Schädlingen zu leiden, die bekämpft werden müssen. Die Bekämpfungsflüssigkeiten müssen aber vor der Entfaltung der Blätter angewendet werden, also solange die Zweige die Schlupfwinkel der Schädlinge noch freihalten. a.

Im Wald und auf der Heiden



Von Liliom

Wenn ein Wunder sich alljährlich wiederholt, dann verliert es in den Augen der Menschen sein Wunderbares. Ein Wunder hat einmalig zu sein, sonst schadet es sich selbst.

Solch ein Wunder ist der Frühling. Daß aus den harten dunklen Krusten und Rinden auf einmal Zartes sprießt, daß weite Flächen mit einem Schlage zu grünen beginnen, daß die unscheinbaren, dünnen Knospen an den Enden der Zweige zu schwellen beginnen und dann grüne, weiche Blätter aus ihnen hervordrängen, dies himmlische Zauberwerk ist uns zu einer Selbstverständlichkeit geworden, und eigentlich haben wir es den Dichtern überlassen, sich darüber zu wundern und viel Aufhebens davon zu machen.

Zwar merken die Menschen in den großen Städten auch eines schönen Tages den Beginn des Frühlings. Aber wie er in der Hexenküche der Natur entstand, das merken sie nicht. Eines Tages verkaufen frierende, noch in dicke Wollschals gehüllte Weiblein die ersten Bündel Schneeglöckchen, wenig später, in den Augen des Städters, sind diese Schneeglöckchen schon von den Primeln abgelöst, und dann kommt der Flieder, und die Kastanien blühen. Aber hundert Stufen der Geburt sind übersprungen und an ihren Augen vorübergegangen.

Da haben es die, die auf dem Lande wohnen, schon besser. Aber auch bei ihnen ist das Wunderbare ein wenig verlorengegangen, denn sie sind mit der Erde zu familiär. Sie leben von der Erde und ihren Produkten, sie arbeiten mit ihr, sie stehen in einem beinahe kameradschaftlichen Verhältnis zu ihr.

Aber nun stelle man sich einen Menschen vor, der zum erstenmal den Frühling erlebt. Man stelle ihn sich vor, aufgewacht in einer winterlichen Welt, deren kahle Bäume, harte, verschlossene Felder, matte Sonne und kalter Wind ihm als natürlichen und dauernden Zustand erscheinen müßten, denn er kennt ja nichts anderes.

Man stelle sich vor, wie diesem Menschen zumute ist, wenn er draußen herumgeht und merkt, in der Erde geht etwas vor. Und dann beginnt ein Sprießen und ein Blühen, immer mehr belebt sich das Tote, immer mehr Wunder produziert die ganze Natur, gewaltig bricht eine strahlende Blumenfülle aus ihrem dunklen Schoß, die Aeste der Bäume beleben sich mit Blättern und Blüten, Vögel kommen an, junge Tiere schlüpfen aus den Eiern, ein Gesumm und Gezwitscher erfüllt eine warme, lachende, aufgeschlossene Welt.

Müßte so ein Mensch nicht glauben, der Himmel sei über die Erde hereingebrochen? Nun sei endlich das verlorene Paradies wieder da? Müßte er nicht erschüttert in die Knie sinken vor dieser Gnade und diesem Wunder: Der Erlösung aus der Nacht und der Kälte des Winters?

Wir sinken nicht mehr in die Knie, wir gehen spazieren durch die immer neu ergrünende Herrlichkeit. Und doch gibt es unter uns noch Wesen, die von der alljährlichen Verwandlung der Natur so ergriffen werden, als hätten sie es noch nie erlebt.

Vor mir steht ein vierjähriger Blondkopf, die Nase an die Fensterscheibe gepreßt. Ab und zu trifft mich ein flehender Blick. Wann endlich werde ich aufstehen und ihm die Schuhe anziehen und die Tür öffnen, daß er hinauskann? Er zittert vor Aufregung, es hält ihn nicht länger. Gestern hat er etwas Gelbes, Winziges aus der Erde schüchtern hervorlugen sehen. Er muß ganz schnell nachsehen, ob es nun schon weiter heraus ist. Und was die kleinen Blätter machen, die da aus dem einen Strauch so kraus hervorwachsen. Und ob die Amsel von gestern wieder da ist und fette Würmer pickt.

Für ihn ist noch jeder Frühling der erste Frühling. Für ihn ist das Wunder noch ganz funkelnd neu.

—o—

Frühgang durch den Wald

Von Horst Thielau

Kiebitze und Fischreiher haben zu den eisfrei gewordenen Gewässern zurückgefunden. Die Ringeltaube, die für die meisten Gegenden Nord- und Mitteleuropas Zugvogel ist, hat, aus dem Süden kommend, wieder bei uns Quartier genommen. Die Balzflüge und das Rucksen der Tauber sind unverkennbare Anzeichen dafür.

Vor ihren Kästen singen die Stare ein erstes Willkommen dem jungen Lenz. Noch ist es ganz früh am Morgen. Die erste laue Strömung geht über die Bäume. Bald hat alles ein neues Gewand angezogen.

Das Wild zeigt sich in seinem ganzen Wesen mit einem Male auffällig verändert. Dem Laien entgeht das sicherlich. Aber der Weidmann hat ein gutes Auge dafür. Er weiß, daß das Wild mit den Fähigkeiten, die ihm die bedeutend empfindsamere Gestaltung seines Organismus gibt, das neue werdende Wunder weit, weit früher fühlt, als dies der Mensch mit seinen gröberen Sinnen vermag. Noch wenn der Mensch erst ganz, ganz dunkel ahnt, was da werden will, sieht das Wild die Wunder in allernächster Nähe schon.

Eines der deutlichsten Beispiele dafür ist Meister Lampe. In den letzten Tagen des Februar bereits, zu einer Zeit, da Eis und Schnee noch das Land überziehen, ist es ihm Gewißheit, daß des Frühlings erste Herolde auf dem Wege sind, wenn die Menschen sie auch noch immer nicht sehen mögen. Um diese Zeit schon denkt Meister Lampe daran, daß es Sünde für ihn wäre, sein Geschlecht aussterben zu lassen. Vier Wochen später schon beleben die ersten Junghasen die Aecker.

Sind nicht dort drüben auch die ersten Bachstelzen? Und dort! Richtig! Dort stechen zwei Schnepfen aufeinander ein! Sie sind freilich nur durch die Feldstecher zu erkennen. Zum Schuß also noch reichlich weit. Aber so eilig hat's man ja noch gar nicht. Die Hauptsache bleibt, daß der Lenz wirklich unwiderruflich da ist.

Sollte aber noch einer zweifeln an diesem „Unwiderruflich", den darf man auf den kriegerischen Geist verweisen, der plötzlich in die männlichen Rebhühner gefahren ist. Sind sie nicht sonst so vorbildlich friedfertig? Ja, aber wenn der Lenz kam, da schneidet gar mächtig ihr Kampf- und Paarungsgeschrei durch die Luft. Es hat ein wirklicher, ein ganz ernster, unerbittlicher Kampf begonnen. Deshalb, weil auch hier wie beinahe bei sämtlichen Wildarten die „Herren" wesentlich zahlreicher vertreten sind als die „Damen". Jeder „Herr" aber hat reichlich Grund und Ursache, sich so laut wie möglich bemerkbar zu machen und die Konkurrenten auszustechen. Sind die einzelnen „Damen" schließlich versehen, dann beginnt ein Kampf in neuer Auflage. Die Uebriggebliebenen, die Unbeweibten, versuchen es nunmehr mit roher Gewalt. Das Weibchen, das ihnen trotz aller Werbungskünste versagt blieb, sucht man dem offiziellen Gatten zu entreißen, — ein Unterfangen, dem die Rechtmäßigen, wie es nur zu natürlich ist, verzweifelten Widerstand entgegensetzen.

Es ist schon ungeheuer lebendig geworden im Wald. Nur die jahrhundertealte Eiche steht nachdenklich, besinnlich in dieser Welt des schwellenden, treibenden, grünenden, sprossenden Lebens. Heute ist sie, die jahrhundertemale den neuen Lenz hat kommen sehen und die jahrhundertemale das Sterben im Herbst und Winter miterlebt hat, kaum noch mehr als eine Ruine. Wer weiß, ob nicht schon morgen die Holzhacker kommen, ihren riesigen Körper zu stürzen... Ach, es muß schwer sein, im Lenz sterben zu gehen. Wie unsagbar schwer gar, wenn man Hunderte von Lenzen miterleben und neu durchkosten durfte....

„Niedriger hängen"!

Als die Berliner sich 1781 wegen der Einführung der Kaffeeregie stark aufregten, ritt eines Tages Friedrich der Große, nur von einem Reitknecht begleitet, durch die Jägerstraße und sah schon von weitem, wie am Werderschen Markt das Volk sich drängte. Der vorausgeschickte Heiduck berichtete ihm: „Sie haben etwas auf Eure Majestät angeschlagen." Als der König näherkam, bemerkte er seine Karikatur. Er war darauf dargestellt, kläglich auf einem Fußschemel hockend, eine Kaffeemühle zwischen den Knien, mit der Rechten mahlend, mit der Linken gierig nach den herausfallenden Bohnen greifend. „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken!" rief der König, indem er eine entsprechende Handbewegung machte.

FÜR DIE JUGEND

Was stimmt hier nicht?



Als unser Zeichner diese Tiere gezeichnet hat, war er anscheinend nicht ganz bei der Sache. So haben sich in seine Arbeit nicht weniger als 8 Fehler eingeschlichen. Wer findet diese Fehler heraus?

Die Schildbürger und ihre Beinfrage

Der Kaiser hatte bei seinem Besuch in Schilda soviel Kurzweil an ihren Dummheiten gefunden, daß er ihnen einen Freibrief ausstellte, auf den hin sie im nächsten Dorf ein leckeres Mahl angerichtet bekamen, mitsamt dem dazugehörigen Wein. Gar lustig bestiegen sie ihre Steckenpferde, ritten darauf hinaus und ließen es sich bei Speis und Trank wohl ergehen. Als sie nun weidlich trunken und vollends satt waren, zogen sie hinaus in die Natur, freilich nicht ohne noch einige Flaschen für den späteren Durst mitzunehmen, und erfreuten sich draußen mit heiteren Spielen. Aber ihre Trunkenheit war so groß geworden, daß sie bald ermüdeten, und sich zu einem Schlummer niederlegten. Wer beschreibt ihr Entsetzen beim Erwachen, als sie sahen, daß sie in ihrem Uebermut ihre Beine durcheinandergesteckt hatten, und da nun alle die gleichen Beinkleider trugen, wußte niemand, wie sie auseinanderkommen sollten. In ihrer Ratlosigkeit schauten sie einander an und niemand wußte einen Ausweg. Da kam ein fremder Wandersmann vorüber, dem klagten sie ihre Not, und versprachen ihm einen guten Lohn, wenn er einen Rat wüßte. Nun, der Wandersmann übersah gar schnell, daß er es hier mit Schildbürgern zu tun hatte, und sprach, freilich, ich will euch helfen, aber wehe euch, wenn ihr mir nicht den versprochenen Lohn zahlt. Sie beteuerten ihre Ehrlichkeit und der Wanderer nahm seinen Knüppel und schlug auf den Nächstsitzenden los. O, weh! — der wußte nun, wo seine Beine waren und sprang eiligst auf. Dieses Spiel wiederholte sich wohl ein paar Dutzend mal, bis nur noch ein einziger Mann am Boden saß. Der flehte nun, man solle ihm doch auch seine Beine wiedergeben. Schnell zog ihm der Fremde eins über, daß es brannte, und voller Dank erkannte er sein Eigentum. Der Wandersmann bekam seinen Lohn und zog lachend des Weges.

Die Anfänge von Tabak und Kaffee

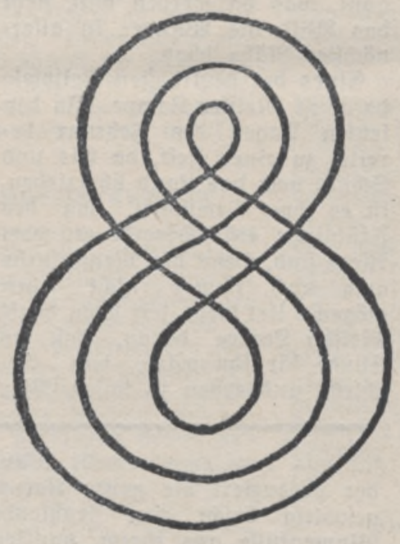
Die ersten Menschen, die die Tabakblätter zum Rauchen verwandten, waren die Indianer Mittelamerikas. Nur wollten sie sich durch den Tabak keinen Genuß verschaffen, die Indianer erstrebten lediglich, mit dem Rauch des edlen Krautes die lästigen Moskitos zu verjagen. Auch heute noch verscheucht man ja die Mücken durch Zigarettenrauch.

Bilder zeigen, wie der Raucher auf dem Boden liegt und mit einem langen Halm den Rauch einzieht, der aus einem als Rauchpfanne dienenden Erdhäufchen aufsteigt. Erst viel später betrachtete man den Tabak als Genußmittel. Noch zur Zeit Friedrich Wilhelms I. hatte man keinen passenden Namen für diese eigenartige Beschäftigung. In der etwas derben Ausdrucksweise dieser Zeit sprach man vom „Tabaksaufen", unsere heutige Bezeichnung „Rauchen" verbreitete sich erst später.

Nicht nur der Tabak hat sich übrigens mit der Zeit zum Genußmittel herausgebildet, dieselbe Entwicklung hat auch der Kaffee genommen. Sicher wissen nur wenige, daß der braune, belebende Trank, dessen Heimat die afrikanische Landschaft „Kaffa" ist, ursprünglich in Abessinien gebraucht wurde, um die Gläubigen bei den nächtlichen Gebetsübungen wachzuhalten.

—o—

Die geheimnisvolle Acht

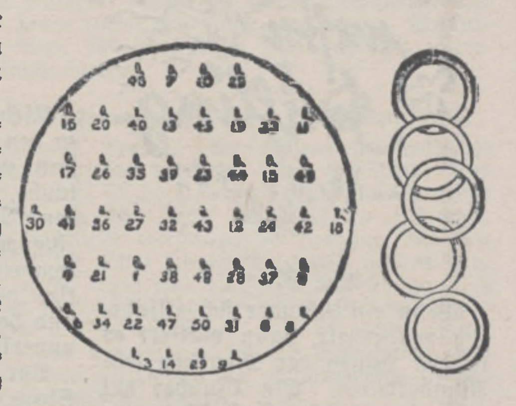


Wer kann diese dreifache Acht in einem Zuge — also ohne mit dem Bleistift abzusetzen — nachzeichnen? Es geht ganz bestimmt; also bitte nicht entmutigen lassen, auch wenn Ihr es nicht gleich herausbekommt!

—o—

Ein interessantes Geschicklichkeitsspiel

Das Ringwerfen ist ein altes Gesellschaftsspiel, das aber immer wieder in kleinerem wie in größerem Kreise Freude macht, da es hier ausschließlich auf die Geschicklichkeit der Spieler ankommt. Zur Herstellung des Spieles verschaffen wir uns zunächst eine runde Holzscheibe, deren Größe ganz verschieden sein kann. Wir würden empfehlen, eine Scheibe von etwa 25 cm Durchmesser zu wählen. In



diese Scheibe schlägt man nun eine Anzahl von Nägeln senkrecht ein (am besten 50 Stück), die deutlich mit Nummern von 1 bis 50 gekennzeichnet werden. Die Verteilung der Zahlen erfolgt ganz willkürlich, etwa so, wie wir es auf unserer Abbildung dargestellt haben. Die Spieler müssen sich nun in einer zu vereinbarenden Entfernung von der an der Wand aufgehängten Scheibe aufstellen, und ihre Aufgabe besteht darin, eine Anzahl von Ringen so auf die Scheibe zu werfen, daß sie an den Nägeln hängen bleiben. Jeder gelungene Wurf zählt so viel Punkte, wie die Zahl beträgt, mit der wir den Nagel bezeichnet haben, an dem der Ring hängen bleibt. Ringe, die keinen Nagel treffen, zählen selbstverständlich 0.

Als Ringe empfiehlt es sich, kleine Gummiringe zu nehmen, wie sie zum Verschluß von Einmache-Flaschen beim Einwecken verwendet werden. Die Größe der Ringe hängt natürlich auch von der Größe der Scheibe, bzw. von dem Abstand der einzelnen Nägel voneinander ab.

Das seßhafte Geldstück

Erklärung

Mancher wird glauben, die hohle Hand sei schuld daran, daß das Zehnpfennigstück nicht herausgebürstet werden kann. Das stimmt jedoch nicht, denn den gleichen Versuch kann man auf einer glatten Tischfläche mit einer sehr weichen Bürste ausprobieren. Der Grund ist ein anderer. Betrachten wir nämlich den Vorgang genauer, so sehen wir, daß jedes einzelne Bürstenhaar an das Geldstück anstößt, daß es dann aber, während die Bürste weiter gleitet, am Rande des Geldstückes unbeweglich festbleibt, daß es sich also gewissermaßen zurückbiegt, um dann seine alte Stellung wieder einzunehmen. Das Bürstenhaar hat also durch den Widerstand des Geldstückes seine Gestalt geändert. Der wahre Grund liegt also in der Elastizität der Bürstenhaare.

Achtung! 100 000 Mk. Belohnung!

Roman von Ernst Klein

Bisheriger Inhalt

Der Berliner Juwelier Paul Warberg führt ein Doppelleben: Aeußerlich ist er der allgemein geachtete solide Kaufmann, der mit seiner Frau Irene in glücklicher Ehe lebt, in Wirklichkeit begeht er raffiniert ausgeführte Diebstähle von kostbaren Schmuckgegenständen, die sämtlich unaufgeklärt bleiben, und denen er auch seinen Reichtum verdankt. Die Komplizen an diesen Verbrechen sind die beliebte Schauspielerin Lilly Eyrand, seine einstige Geliebte, und ein gewisser Robert Thann. Natürlich befindet sich Warberg in der Gewalt dieser beiden. Lilly war eines Abends von dem bekannten Kunstsammler v. Natters, der Besitzer einer kostbaren Perlensammlung ist, zum Essen eingeladen. Der junge Kurt v. Natters, mit Ilse Reinfeld verlobt, liebelt bei dieser Gelegenheit mit Lilly und zeigt ihr auf Wunsch unter vier Augen die Perlen und entdeckt ihr somit den geheimen Aufbewahrungsort. Auf Befehl von Lilly muß Warberg diese Perlen nun rauben. Hierbei wird der maskierte Einbrecher von dem hinzugekommenen jungen v. Natters durch Brustschuß verwundet, letzterer von dem Perlendieb niedergeschossen. Mit Hilfe Roberts entkommt Warberg mit seiner Beute. Seinen Angehörigen wird vorgeschwindelt, er hätte einen Autounfall gehabt. Der von Robert hinzugerufene Arzt Dr. Georg Leffler, Bruder von Frau Warberg, dem sein Schwager viel Gutes erwiesen hat, gelobt Stillschweigen darüber, daß er eine Revolverkugel aus dem Körper Warbergs entfernt hat. Alle Welt war über dieses Verbrechen aufgeregt, sofort setzten die Ermittlungen der Polizei ein. Zunächst wurde Ilse Reinfeld, deren schwerverletzten Bräutigam man in ein Sanatorium schaffte, vernommen. Sie mußte Kriminalkommissar Fechner ein Verzeichnis der Gäste von dem Abendessen bei Natters geben, an welchem auch die Schauspielerin Lilly teilgenommen hatte. Für die Herbeischaffung der gestohlenen Perlen hat die Gesellschaft, bei der sie versichert waren, 100 000 Mk. Belohnung ausgesetzt. Der Kriminalkommissar stellt nun bei den Teilnehmern jener Abendgesellschaft Nachforschungen an, auch bei Lilly. Er kann lediglich feststellen, daß damals der alte Baron Natters seinen Gästen die Perlen gezeigt hat. Robert macht Warberg einen neuerlichen Krankenbesuch. Letzterer hat große Gewissensangst, da er mit der Möglichkeit rechnet, daß der junge Natters infolge der ihm zugefügten Verletzung stirbt. Die Aussprache der beiden Männer wird durch das Hinzukommen von Dr. Leffler unterbrochen. Der Kunst der Aerzte gelingt es, den jungen Natters am Leben zu erhalten, auch die Heilung Warbergs macht gute Fortschritte. Nach seiner völligen Genesung empfängt Paul in seinem Büro Lilly. Es kommt zu einer ernsthaften Auseinandersetzung, wie man sich in der Folgezeit zu verhalten habe. Beide hegen angesichts der 100 000 Mark Belohnung Befürchtungen.

(7. Fortsetzung).

Das hätte er auch am liebsten getan. Doch er wagte es nicht, in diesem Zustand innerer Unsicherheit Irene unter die Augen zu treten. Er schämte sich seiner Mutlosigkeit. Beim Einbruch in das Palais Montard war er an einer Regenrinne bis in den zweiten Stock emporgeklettert. In Baden-Baden war er aus der dritten Etage in die Krone eines Baumes hineingesprungen, als sich kein anderer Ausweg bot. Nie hatte es in seinem Leben früher auch nur einen Augenblick gegeben, in dem er sich nicht zu helfen wußte. Seine Geistesgegenwart war ebenso stark wie seine Kühnheit. Voleur Phantôme! Es waren Zeiten gewesen, da er stolz auf diesen Ehrentitel war. Jetzt erkannte er, daß körperlicher Mut nicht alles ist. „Ich bin ein Feigling!“ stöhnte er und sank vor seinem Schreibtisch zusammen. Den Kopf in die Hände gestützt, saß er lange, lange.

Das Telephon schreckte ihn auf. Irene!

„Ist mein Mann da? Ach, du bist es selbst? Das ist gut! Ich wollte nur wissen, wie es dir geht. Ueberanstrengst du dich auch nicht?“

„Gar keine Spur, Schatzi! Ich sitze in meinem Käfig und lasse niemand zu mir herein!“

„Kommst du zu Mittag?“

„Ich weiß noch nicht. Ich werde dir telephonieren. Was macht Fredy?“

„Er ist unten am See. Sollen wir dich vielleicht abholen?“

„Nein — lieber nicht! Ich hab' eine Menge zu tun.“

Sein ganzes Leben mit dieser Frau war eine einzige große Lüge gewesen. Und jetzt, da diese Lüge wie ein Kartenhaus in sich zusammenzustürzen drohte, empfand er die Schmach seiner kleinlichen Ausreden mit verdoppelter Bitternis. Ein Beweis seiner Feigheit.

Er läutete Georg Leffler an.

Magdas helle Stimme antwortete: „Georg ist nicht zu Hause. Er ist unterwegs. Ist dir vielleicht wieder schlecht? Soll er zu dir kommen?“ Ihre Fragen überstürzten sich. Das war so ihre Art. „Weißt du, eigentlich schäme ich mich: Ich habe dich noch gar nicht aufgesucht, seit du wieder im Geschäft bist. Darf ich kommen?“

„Wann du willst! Aber ich hätte ganz gern Georg gesprochen. Vielleicht ruft er von unterwegs an? Bitte, sage ihm dann, daß er doch sofort zu mir ins Geschäft kommen möchte!“

„Wird besorgt. Und richte nur was Schönes her, das du mir nachher schenken kannst!“

Gegen zwölf Uhr kam der junge Arzt. Er zeigte ehrliche Besorgnis und griff sofort nach Pauls Puls. „Du hast dich gewiß überanstrengt? Ich habe dir ja gesagt, du tätest am besten, wenn du von Berlin wegfährst. Irgendwohin nach dem Süden, wo du nichts siehst, nichts hörst.“

„Setz dich, Georg, und hör mich an! Dann will ich versuchen, dir zu erklären, daß ich eben deshalb nicht aus Berlin fortkann, weil ich hier alles sehen und hören muß.“

Georg wand sich förmlich unter den Worten. „Ich — — Paul — — ich möchte dich bitten, nicht mit mir darüber zu sprechen. Ich will nichts wissen — gar nichts! Ich habe meine Pflicht als Arzt getan. Es ist auch meine Pflicht, zu schweigen. Es kann mich kein Mensch zwingen, zu reden. Je weniger ich weiß — —“

„Fürchtest du, Mitwisser spielen zu müssen? Keine Angst, Georg! Mehr als das, was du getan hast, verlange ich nicht von dir. Nur das eine: Schweigen. Ich bin dir nie ein schlechter Freund gewesen . . . Es ist nicht meine Art, an solche Dinge zu erinnern; wenn ich es jetzt trotzdem tue, so geschieht es, weil ich dich bitte, an Irene zu denken, an deine Schwester, an das Kind. Ja, ich bin der Mann, der Kurt von Natters beinahe tötete. Aber du kannst mir glauben: Ich habe es nicht gewollt. Ich war zu aufgeregt. Ich habe in die Höhe geschossen — ich wollte nur schrecken, mich selber wehren; ich war ja schon verwundet. Wenn sie mich dort gefangen hätten, wäre ja jetzt schon alles aus. So habe ich noch immer Hoffnung . . .“ Die Aufregung übermanute ihn — er taumelte.

Der Arzt wurde der Stärkere. „Nein, Paul, was auch immer geschehen ist: Du mußt jetzt an dich denken! In allererster Reihe an dich! Du bist nicht außer Gefahr. Ich meine: nicht hier mit deiner Wunde, sondern . . . Du verstehst mich?“

Paul sah zu ihm auf. „Du hast gelesen, daß man hunderttausend Mark ausgesetzt hat als Belohnung? Die verdient sich auch der, der mich anzeigt, Georg! Ich bin kein reicher Mann; wenigstens kann ich so viel Geld momentan nicht flüssig machen. Aber ich habe Juwelen da — herrliche, schöne Steine; die sind mehr wert als hunderttausend Mark . . . Nur, um Gottes willen, denk an Irene! Verrat mich nicht!"

Georg riß sich beinahe heftig los. „Ich weiß nicht, wofür du mich hältst! Was glaubst du denn —?" Er trat von dem anderen fort. Seine schmale Brust war in wildem Aufruhr. Er riß seine Brillengläser herunter und begann, sie hastig zu reiben.

In diesem Moment öffnete sich die Tür, und Magda tänzelte herein. Sie blieb stehen, und Schreck sprang in ihre großen blauen Kinderaugen. „Ich hatte doch die richtige Ahnung! Deshalb hab' ich mich schleunigst auf die Bahn gesetzt und bin hergekommen! Was geht hier vor? Habt ihr gestritten?"

Paul war derjenige, der sich schneller faßte. „O nein! Wie kann so ein lahmer Patient, wie ich, mit seinem Arzt streiten? Er will mich nur wegschicken von Berlin, und ich — —"

Sie glitt an Georg heran und legte ihm die Hand auf die Stirn. „Du schwitzest ja ordentlich! Du bist viel aufgeregter als der Herr Patient! Nun, wenn du dich bei all deinen Kranken so ins Zeug legst, werde ich bald einen Arzt für dich selber brauchen. Und du, Paul, du könntest Gescheiteres tun, als dich und ihn aufzuregen. Warum gehst du nicht fort? Jetzt ist's bestimmt wunderschön unten in Italien!"

„Er will ja keine Vernunft annehmen!" grollte ihr Mann, der sich langsam in die Situation fand. „Ich werde ein energisches Wort mit seiner Mutter und mit Irene reden. Es ist höchste Zeit, daß er fortkommt!"

Magda schmeichelte sich an Paul heran, der noch immer in seinem Sessel vorm Schreibtisch hockte. „Sei doch klug, Paul! Jetzt kommt hier bald der Herbst. Naß und kalt wird es. Unten ist die Sonne . . . Wir würden uns alle viel weniger um dich ängstigen — —"

Paul streichelte die kleine Hand, die auf seinem Arm lag. „Wenn du so schön bittest, vielleicht tu' ich's da doch noch. Vielleicht!" wiederholte er mit einem Seufzer des Entschlusses und stand auf. „Aber jetzt komm mal mit, Kleine! Ich will dir das Geschenk geben, das für dich bestimmt ist!"

Ihr Protest fiel sehr lahm aus; selbst für eine Sache der Form zu lahm. Als er ihr dann ein wunderschönes Armband aus Brillanten und Rubinen hinhielt, war ihr Entzücken echter. „Das soll mir gehören? Georg — da, sieh mal! So etwas hab' ich mir schon lange gewünscht!" Wie ein kleines Kind tanzte sie, mit dem Geschmeide in der Hand, vor den nächsten Spiegel. „Das kostet ja ein Heidengeld! Das kann ich doch nicht annehmen!"

Pauls Blick schoß zu Georg Leffler hinüber. Der zuckte hilflos die Achseln. — —

Paul hielt es im Geschäft nicht mehr aus. Sehnsucht nach seinem Heim packte ihn; ihm war, als hätte er dieses Heim jahrelang nicht gesehen — als sei ihm die Stimme der Frau, des Kindes fremd geworden. Er ließ sich ein Taxi kommen, schlich über den Hof auf die Straße, um den Sympathiebeteuerungen seiner Kundschaft zu entgehen, und fuhr nach Hause.

Irene, als echte Hausfrau, war über diese Ueberraschung entsetzt. „Aber du hast doch gesagt — — und jetzt bin ich gar nicht für dich vorbereitet!"

„Ganz gleich, was du hast! Ein paar Eier! Ich hab' nicht mehr weiterkönnen. Bin eben noch zu schwach — es geht nicht . . ." Er sah bleich aus, abgespannt; seine Augen flackerten unruhig hin und her. Als der Junge ihm entgegenstürmte, hatte er nicht die Kraft, ihn hochzuheben.

Doch Irene war da! Sie war ihm auf einmal wie eine Lichtgestalt. An sie klammerte er sich. „Ich möchte mich niederlegen. Am Abend bin ich dann wieder munter, wenn die Mutter kommt."

Geschäftig richtete Irene ihm das Bett. Dann setzte sie sich zu ihm und legte ihren Kopf neben den seinigen auf das Kissen. Ihre Wange berührte sein Gesicht, und ihre weichen, seidenen Haare schmeichelten sich an seine Schläfen. Nie noch war ihm so zu Bewußtsein gekommen wie in dieser Minute, was ihm Irene bedeutete. Sie war nicht nur die Erfüllung körperlicher Sehnsucht, ein schönes Weib, das in seiner Liebe aufging; sie war mehr als das — sie war Teil seines eigenen Ich. Er, nicht gewohnt, sich mit tiefen seelischen Problemen abzugeben, suchte sich selber klarzumachen, was sie ihm eigentlich war. Sie war ihm das Leben. „Ich bin froh, daß du bei mir bist!" flüsterte er.

Sie drückte sich nur noch inniger an ihn. „Ich lass' dich nicht mehr ins Geschäft! Du mußt fortreisen!"

„Fort? Ich habe mir Georg in die Stadt kommen lassen. Auch er ist dafür, daß ich eine Zeitlang verreise. Aber ich kann ja nicht!"

„Warum kannst du nicht? Du bist auch einer von den Chefs, die glauben, wenn sie nicht da sind, läuft das Geschäft rückwärts. Die sind ohne dich bis jetzt doch ganz gut ausgekommen!"

Er tastete nach ihrer Hand. „Du verstehst nicht, Schatz! Ich muß hier in Berlin bleiben . . ." Halb und halb war schon das Geständnis auf den Lippen. Doch er riß es wieder zurück. Nein — er war seiner noch nicht sicher; ihrer vor allen Dingen. Wenn sie sich von ihm wandte — wenn sie aus seinem Leben herausging —?

„Was heißt: ich verstünde nicht?" Sie hob verwundert den Kopf und sah ihn an. „Hast du auf einmal Geheimnisse vor mir? Was hält dich in Berlin zurück?"

Mit einem Ruck richtete er sich auf. „Ich kann jetzt nicht sprechen, Irene. Du mußt mir vertrauen! Nicht wahr, du vertraust mir?"

Ihr Entsetzen wurde immer größer. Angst kroch in ihre Augen. „Um Gottes willen, Paul, was sprichst du? Was geht vor? Ich kenne dich ja nicht wieder!"

Er streckte den Arm aus und zog sie an sich. So heftig drückte er sie, daß sie aufschrie. „Nicht wahr, du bleibst bei mir? Ja? Siehst du, es könnte ein Tag kommen, wo du vor die Frage . . . Nein — es hat ja keinen Zweck: Ich — ich werde wegfahren. Aber mit dir! Mit dir ganz allein! Wir lassen das Kind bei der Mutter."

Sie warf alle Zweifel, alle Aengste hinter sich; sie sah nur seine Erregung. „Wie du willst, Paul. Du weißt doch, daß ich das tue, was du willst; nichts anderes."

Er erwiderte nichts. Hielt sie nur fest. Sie ahnte ja nicht, daß sie vielleicht eines Tages an dieses Wort erinnert werden würde . . .

X.

Kurt von Natters war endlich so weit, daß Kommissar Fechner ihn sprechen konnte. Den Kopf in

schweren Bandagen, so daß die Augen kaum sichtbar waren, lehnte der junge Mensch in seinem Polster, während seine Braut neben ihm saß, seine Hand hielt. Viel Zeit hatte man dem Kommissar nicht gegeben; er mußte also mit seinen Fragen schnell vorwärtskommen.

Natters erzählte zunächst den Ueberfall. Genau so, wie ihn sein Vater geschildert hatte. „Als ich in das Zimmer sprang und das Licht aufdrehte, kniete der Mann vor dem Ofen. Ich glaube, die Kassette mit den Perlen hatte er schon herausgenommen. Er wollte den Safe schließen. Als er mich sah, sprang er auf. Er wollte zum Fenster. Ich war aber schneller und — — jawohl, Herr Kommissar, das ist nicht zu leugnen: Ich habe zuerst geschossen!“

„Haben Sie den Mann deutlich gesehen?“

„Wenn Sie so plötzlich jemandem gegenüberstehen, ist es schwer, ihn richtig zu erfassen, nicht wahr? Zudem trug er einen langen, ärmellosen Frackmantel und eine Maske vorm Gesicht. Aber ich kann mir nicht helfen: Irgend etwas erinnerte mich . . . Ich habe seitdem oft versucht, mir klar zu werden, an wen er mich erinnerte. Es war etwas in seinen Bewegungen; obwohl man von ihm nichts sah, merkte ich doch, daß er natürliche Eleganz hatte, ein kultivierter Mensch war — keiner von diesen Gentlemans, die man in den Bierkneipen am Wedding findet. So eine Art Raffels — —“

„Der Voleur Phantôme — der Geisterdieb!“ lächelte der Kommissar. „Aber ich glaube, wir werden ihn aus seiner vierten Dimension jetzt bald in die dritte zurückholen. Das ist mir sehr wichtig, was Sie mir da sagen, Herr von Natters. Aber, was ich vor allen Dingen wissen möchte: Wie kann dieser Mann Kenntnis von dem Safe gehabt haben? Ich habe inzwischen mit Ihrem Herrn Vater gesprochen. Nach seiner Aussage haben Generalleutnant Möllwitz und seine Frau sowie die Sternbergs, Possings und der Geheimrat Rechenberg zwar gewußt, wo der Safe sich befindet; aber die sind natürlich über jeden Verdacht erhaben. Ministerialdirektor Burckhardt kommt ebenfalls nicht in Frage, denn er hat nicht sehen können, wie Ihr Herr Vater die Kassette aus ihrem Versteck holte. Herr Burckhardt befand sich im Gespräch mit Direktor Sternberg und dem Generalleutnant, während Ihr Herr Vater allein ins Arbeitszimmer hinüberging. Stimmt das?“

„Das stimmt! Mein Vater war allein, als er die Perlen herausnahm. Die Herrschaften, die Sie bis jetzt nannten, kommen wirklich nicht in Betracht. Ebensowenig mein Freund Eichberg oder Frau Eyrand.“

„Selbstverständlich. Aber irgend jemand muß doch gesprochen haben, Herr von Natters! Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, wenn ich Sie mit dieser Frage bedränge. Sie ist entscheidend. Ihr Fräulein Braut und deren Eltern hatten ja keine Ahnung von dem Versteck des Safes?“

Ein Schuß aufs Geratewohl. Ilse, das junge Mädchen, schüttelte heftig den Kopf. „Gewiß wußten wir alle drei nicht, wo sich der Safe eigentlich befand. Es ist mir nie eingefallen, Kurt danach zu fragen.“

„Aber bei Tisch baten Sie Ihren Herrn Schwiegervater, die Perlen zu zeigen, nicht wahr?“

Sie blickte hilfesuchend zu ihrem Bräutigam hinüber. „Habe ich das? Wirklich? Ich kann mich nicht darauf besinnen. Ich weiß nur: Es war auf einmal die Rede davon, daß mein Schwiegervater die Perlen zeigen sollte. Meine Eltern hatten sie nämlich noch nicht gesehen.“

Fechner war wieder an dem Punkt, an dem er scheinbar nicht weiterkonnte. Er wendete sich zu dem Kranken zurück. „Und Sie, Herr von Natters, wissen genau, daß Sie mit niemand über den Safe sprachen? Vielleicht so einmal in Gesellschaft Ihrer Freunde? Und irgend jemand hat das aufgeschnappt?“

Täuschte sich das erfahrene Auge des Kriminalisten? Bildete er sich nur ein, daß so etwas wie ein Schatten über das schmale Gesicht des jungen Menschen glitt? „Ich? Ich kann mich wirklich nicht erinnern, Herr Kommissar —,“ kam stockend und unsicher die Antwort.

Fechner stand auf. „Nun, da läßt sich nichts machen! Meine Zeit ist um. Schade, daß ich gerade über diesen wichtigsten Punkt keinen Aufschluß bekomme!“

Es war Bedauern in diesen Worten. Doch kein ehrliches. Fechner war mit seinem Erfolg höchst zufrieden. Er wußte, daß Natters nicht die Wahrheit gesprochen hatte. Niemand anders als er selbst hatte das Versteck des Safes verraten. Aber wem?

Fechner war ein methodischer Mann. Er dachte mit dem Bleistift auf dem Papier. In seinem Büro setzte er sich an den nüchternen Amtstisch, schrieb sich noch einmal die Namen der ganzen Gesellschaft auf und begann einen nach dem anderen von neuem abzuwägen. Immer wieder kam die Spitze des Bleistifts zu dem Namen der Schauspielerin zurück.

Er hatte sie in der ganzen Zeit genau beobachten lassen, und objektiv, wie er war, mußte er sich gestehen, daß er bei ihr ebensowenig herausgefunden hatte wie bei all den anderen Personen, auf die er seine Geheimbeamten losließ. Lilly Eyrand lebte nach der Regelmäßigkeit einer Uhr. Sie erschien, wenn das Wetter schön war, gegen elf vor ihrem Hause, wo ihre prunkvolle Limousine auf sie wartete, und fuhr zum Reiten. Selten, daß sie zu Mittag nach Hause zurückkehrte. Sie war sehr oft eingeladen und speiste manchmal auch allein, in irgendeinem Schlemmerlokal. Eine Frau, die auf jeden Fall alle Genüsse des Lebens auszukosten verstand. Am Abend begab sie sich eine Stunde vor Beginn der Vorstellung ins Theater, schloß sich in ihrer Garderobe ab und beschäftigte sich mit der Vorbereitung für ihre Rolle. Nach dem Theater fuhr sie in Gesellschaften oder in das eine oder andere vornehme Restaurant. Sie sah eine Menge Leute bei sich und um sich. War immer Mittelpunkt. Auch geschäftliche Besuche machte sie. Zwei davon galten ihrer Bank. Einmal erschien sie bei Paul Warberg, Unter den Linden. Mehrere Besuche natürlich in Modeateliers; eine lange Konferenz mit dem Pelzlieferanten. Das war alles.

Ihr Leben war öffentlich. War zu lesen wie ein aufgeschlagenes Buch. Und doch — merkwürdig: Es war auch den geschicktesten Spürhunden Fechners nicht gelungen, unter die Oberfläche dieses Lebens zu dringen. Außer ihrem Chauffeur, einem älteren, verheirateten Menschen, der mit seiner Familie in Charlottenburg wohnte, hatte die Schauspielerin nur noch eine Wirtschafterin, die Faktotum und Mädchen für alles war. Eine grauhaarige, mürrische Person, an die nicht heranzukommen war. Fechner selbst hatte einmal sein Glück bei ihr versucht und von einer großen Gefahr geredet, die ihre Herrin bedrohe und gegen die er sie zu schützen beauftragt sei. Die Frau öffnete kaum den Mund. Als er sich von ihr zurückzog, hatte er die Empfindung, daß er der Ausgefragte gewesen war. Er hatte erzählt, nicht sich erzählen lassen.

Lilly Eyrand! Nichts lag gegen sie vor. Und doch —! Dieser sechste Sinn des Kriminalisten gab sie nicht frei. Ihr war es schon möglich, das Geheimnis des Safes aus dem jungen Natters herauszulocken. Ein Kinderspiel mußte es ihr sein, ihn um- und umzudrehen wie eine Tasche. Er hatte bei seiner Antwort gezögert. Um so begreiflicher, da seine Braut neben ihm saß und seine Hand hielt! Fechner schwor es sich zu, daß in diesem Zögern der Schlüssel zur Wahrheit war. Aber wie ihn greifen?

Wer war diese Eyrand eigentlich? Alles, was der Kommissar von ihr wußte, bestand in der Tatsache, daß er nichts wußte. Geheimnis umhüllte sie. Kein Mensch, auch beim Theater, bei den Journalisten, vermochte anzugeben, woher sie kam. Sie war kurz nach dem Kriege hier aufgetaucht. Adolar Wolf, genannt „der schöne Adolar", Klubmann und Theaterfanatiker, war der einzige, der so etwas wie eine Ahnung hatte. „Die Eyrand? Eine Polin soll sie sein. Es heißt, sie sei während des Krieges in Paris gewesen, um im Auftrag der polnischen Nationalisten die dortige Regierung zu bearbeiten." Adolar Wolf war lebendes Theaterlexikon; absolute Autorität.

Fechner erinnerte sich, als er jetzt seine Liste vor sich hatte, an jene Auskunft und stand auf. Er beschloß, nach Paris zu fahren. Er rief den Chef an. „Kann ich Sie einen Moment sprechen?"

„Ob Sie mich sprechen können? Gerade wollte ich Sie anläuten. Kommen Sie sofort herüber! Sie werden Augen machen!"

Fechner machte Augen; als er das Zimmer des Chefs betrat, hielt ihm dieser einen kleinen Brief entgegen. „Das habe ich eben bekommen. Mit der Post. Lesen Sie!"

Oktavpapier gewöhnlicher Qualität — so, wie man es für ein paar Pfennig in jedem Laden kaufen kann. Wenige Zeilen, mit der Maschine geschrieben. Eine Ecke des Papiers war mit einer Schere in Zickzacklinien abgeschnitten. Folgendes stand in dem Brief:

„Wenn die Polizei den Räuber der Natters-Perlen zu fangen wünscht, täte sie gut daran, sich zu erkundigen, ob die Wunde des Juweliers Paul Warberg, mit der er in der fraglichen Nacht nach Hause kam, tatsächlich von einem Autounfall herrührt.

Ein scharfer Beobachter.

PS. Die Ecke des Papiers habe ich abgeschnitten, um sie als Legitimation vorzuweisen, wenn ich die hunderttausend Mark einkassieren komme."

„Nun, was sagen Sie dazu?" begehrte der Chef zu wissen.

Fechner antwortete nicht gleich. Er studierte noch immer den Brief, beschnüffelte das Papier, drehte es in der Hand hin und her und besah es mit einer Lupe. „Mann oder Frau? Die Diktion läßt auf einen Mann schließen; auch die Idee mit der abgeschnittenen Ecke. Auf jeden Fall ein gebildeter Mensch. Die Frage ist nur die: Geht er darauf aus, die hunderttausend Mark zu verdienen?"

„Daran ist wohl kaum zu zweifeln. Wozu schneidet er sonst die Ecke ab?"

Fechner war nicht so leicht zu überzeugen. „Ich gebe zu: Hunderttausend Mark sind schon ein Köder, auf den jeder gern anbeißt. Aber der Köder hängt doch nicht seit gestern. Warum kommt der Brief erst heute?"

„Vielleicht hat der Briefschreiber oder die Briefschreiberin vorher nichts über das Geheimnis des Autounfalles erfahren können. Uebrigens, Fechner, haben Sie überhaupt gewußt, daß Warberg einen Autounfall hatte?"

„Keine Ahnung! Erst vor zwei, drei Tagen las ich in der Zeitung, daß er von seinem Unfall hergestellt sei und seine Tätigkeit im Geschäft wieder aufgenommen habe. Vielleicht hängt diese Zeitungsnotiz mit dem Brief zusammen. Sehen wir doch mal nach, ob seinerzeit eine Meldung eingegangen ist!"

Der Chef läutete das betreffende Ressort an und gab den Befehl, ihm so schnell wie möglich zu berichten. Nach einer halben Stunde kam der Bescheid, daß nach den vorliegenden Reviermeldungen in der Nacht vom 23. auf den 24. September in den gesamten westlichen Bezirken kein Autounfall gemeldet worden war. Einer im Zentrum, zwei in Moabit. Das Konto des Westens war in dieser Nacht ohne Fehl und Tadel.

„Das ist merkwürdig!" sagte Fechner. „Und die Eyrand war bei Warberg . . ." Ganz langsam sprach er diesen Satz aus, wie wenn er seine Worte als Glieder einer Kette mühsam aneinanderreihte. „Man könnte kombinieren: Die Eyrand kommt in Natters' Haus — sieht die Perlen. Die muß ich haben! sagt sie sich. Sie macht mir ganz den Eindruck, als ob sie gegebenenfalls ein tüchtiges Maß Energie aufzubringen vermag. Eine jener Frauen, die sich ihrer Ueberlegenheit bewußt sind und sie rücksichtslos ausnutzen. Sie lockt das Geheimnis aus dem jungen Natters heraus. Sie braucht ihn nur mit ihren verfluchten schwarzen Augen anzublicken . . . Dann schickt sie Warberg . . . Nein — nein — — so weit ist alles möglich. Aber jetzt muß man sich auf den Kopf stellen, um mit der Kombination zu Ende zu kommen. Warberg Einbrecher? Gentlemandieb aus Profession? Schwer zu glauben, Herr Geheimrat!"

„Und der Brief?"

„Wir beide kennen ja den Wert solcher anonymen Briefe. Ich hasse sie. Wenn einer nicht die Courage hat, mit seinem Namen dafür einzustehen, daß er einen anderen zum Teufel schickt, dann verdient er, daß ihn der Teufel selber holt!"

Der Chef lachte. „Nun, der Mann wird sich schon melden! Der ist auf die hunderttausend Mark aus. Es ist ja möglich, daß niemand anders als der Helfershelfer Warbergs — —"

„Wir wissen ja noch gar nicht, ob Warberg der Mann ist, den wir suchen."

„Stimmt. Also: der Helfershelfer des Hauptgauners. Er will sich erst dann hervortrauen, wenn der andere hinter Schloß und Riegel sitzt."

„Der Helfershelfer?" Der Kommissar griff den Gedanken begierig auf. „Wir haben alles getan, um ihn zu finden. Es ist keine Garage in Berlin, privat oder öffentlich, ununtersucht geblieben. Wie sollen wir aber mit einer halben Nummer weiterwirtschaften? Der Helfershelfer! Hm . . . Herr Geheimrat, ich komme immer wieder darauf zurück: Warum schreibt der Mann erst heute? Drei Wochen später?"

„Er wird Gründe gehabt haben, die wir ja noch kennenlernen werden. Folgen Sie mir, Fechner! Finden Sie den Mann, der den Einbrecher nach Dahlem gefahren und dort auf ihn gewartet hat! Es waren ja ihrer zwei in dem Auto!"

Fechner fuhr nicht nach Paris. Er schickte einen seiner besten Leute und erschien noch am selben Tage im Juweliergeschäft Paul Warberg & Co., Unter den Linden.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

FÜR DIE PRAXIS

Zinnien

Die Blumenliebhaberei hat ihre Moden. Vor dem Kriege gehörten Levkojen, Astern, Phlox und Reseda zu den beliebtesten Stauden. In den letzten Jahren sind Dahlien und Gladiolen stark in den Vordergrund des Interesses getreten. Rosen haben trotz ihrer hohen Ansprüche an Boden und Pflege stets ihre Liebhaber behalten. Neuerdings gewinnen die bunten Stauden und auch die Polsterpflanzen des Steingartens an Beliebtheit. Auch die Zinnien verdienen wegen ihrer großen, seidig überhauchten Blüten in schönen leuchtenden Farben mehr Beachtung. Mit den Balsaminen haben sie die Frostempfindlichkeit gemeinsam. Man darf sie daher nicht vor Mitte April säen, weil die Pflanzen schnell wachsen. Sie werden im Mistbeet oder in Töpfen am Fenster herangezogen und mit 25 bis 30 Zentimetern Abstand ausgepflanzt. Neuerdings kommen großblumige Sorten mit aufgelockerten Blüten in den Handel, die in der Blumenform den Dahlien nicht unähnlich sind und daher



auch als dahlienblütige Riesenzinnien bezeichnet werden. Die Blüten haben 12 bis 14 Zentimeter Durchmesser und sind fast 7 bis 8 Zentimeter hoch. Den Blumen wird große Haltbarkeit nachgerühmt, die sie im Verein mit ihren prächtigen Farben und langen Stielen sehr begehrt machen. Es handelt sich um eine kalifornische Züchtung, die sich schnell in Amerika und England Freunde erworben hat. Wir nennen folgende Sorten: die leuchtend kirschrote Exquisit, die altrosa Illumination, die leuchtend tiefrosa und lachsfarben überhauchte Luminosa, die rein goldgelbe Kanarienvogel, der in einem warmen Scharlachrot leuchtende Scharlachkönig, der leuchtend dunkelrote Meteor. Tief purpurrot ist Purpurprinz, ein apartes Lila zeigt Traum, und durch große, reinweiße Blumen ist Polarbär ausgezeichnet.

Kartoffellegen

Die Regelung der Bestellungsarbeiten steht heute weitgehend unter dem Gedanken der Arbeitserleichterung. Beim Großbetrieb ist der treibende Gedanke die Senkung des Lohnkontos, weil mit allen Mitteln die Verbilligung der Erzeugung betrieben werden muß, wenn unsere Betriebe bis zum Anbruch einer besseren Zeit durchgehalten werden sollen. Für die Mittel- und Kleinbetriebe, die vorwiegend mit eigenen Kräften wirtschaften, sollen die Arbeitserleichterungen die rechtzeitige Erledigung der Arbeiten sicherstellen und die Güte der Arbeit gewährleisten. Bei der Kartoffelbestellung sucht der Großbetrieb daher sich mit Pflanzlochmaschinen oder gar mit Kartoffellegemaschinen zu helfen. Für die bäuerliche Wirtschaft kann eine bedeutende Beschleunigung der Arbeit durch die Anwendung der Bornimer Legewanne herbeigeführt werden. Man verfolgt damit das Ziel, beide Hände bei der Arbeit freizubekommen und zwei Reihen zu gleicher Zeit zu legen. Dieses zeitsparende Verfahren ist natürlich nicht anwendbar beim Kartoffellegen hinter dem Pfluge in die Pflugfurche. Es setzt vielmehr voraus, daß der Kartoffelacker fertig gepflügt und geeggt daliegt, daß mit dem Markör die Pflanzstellen



bezeichnet und mit einem Spaten die Pflanzlöcher gemacht sind. Zum Herstellen der Pflanzlöcher kann natürlich auch die Pflanzlochmaschine benutzt werden. Die Person, welche das Legen besorgt, schreitet nun mit der umgeschnallten Legewanne zwischen zwei Pflanzlochreihen hindurch und wirft im Takt mit der linken Hand in die linke und mit der rechten Hand in die rechte Reihe der Pflanzlöcher die Pflanzkartoffeln. Da Pflanzkartoffeln von mittlerer Größe sein sollen, können jedesmal 3 bis 4 Kartoffeln mit einem Griff erfaßt werden. Die Legewanne besteht aus einem halbkreisförmigen Eisenbügel, dessen Sehne schwach nach innen gebogen ist, so daß sie sich der Körperform anschmiegt. An dem Bügel ist ein flacher Sack angebracht. Der flache, am Körper getragene Bügel ist außerdem auf einen breiten Gurt gearbeitet, den man um die Hüften schnallt. Ein zweiter, hosenträgerartiger Gurt ist mittels eines Ringes an dem Hüftgurt in der Mitte des Rückens befestigt und vorn bis an den vorderen Rand der Legewanne geführt, so daß die Oeffnung der Wanne horizontal gehalten wird. Die Last der Wanne ruht somit fast ganz auf den Schultern und ermöglicht ein bequemes Arbeiten. Der Hauptvorteil gegenüber den sonst verwendeten Kartoffelkörben besteht darin, daß beide Hände zum Legen frei werden, so daß die doppelte Arbeitsleistung erzielt werden kann ohne vergrößerte Anstrengung; im Gegenteil: die auf den Schultern ruhende Last ist bequemer zu tragen als der Pflanzkorb.

Walzt die Wiesen!

Häufig sind infolge der Winterfröste die Wiesen aufgezogen. Die flachwurzelnden Gräser haben dann nicht mehr die notwendige Berührung mit der Krume und verdunsten bei Wachstumsbeginn mehr Wasser, als sie von unten nachbekommen, — sie verdursten also. In diesen Fällen tut die Walze gute Dienste. Man verwende eine schwere glatte (Eisen-, Zement-) Walze und befahre die Wiese, wenn der Boden noch weich ist. In Betracht kommen besonders solche Wiesen, die im Frühjahr grau aussehen und sich lange nicht begrünen.

Dieses Walzen hat aber auch den Vorteil, daß die Kleearten in stärkerem Maße (vorausgesetzt, daß sonstige Lebensbedingungen des Klees erfüllt sind), hervorkommen. Auch fördert die Walze vor allem auf frisch angelegten Wiesen das Wachstum der Untergräser, die mit ihren dichten Horsten und reichbeblätterten Trieben den Raum unter den hohen, schattenspendenden Obergräsern nützlich ausfüllen sollen. Schließlich dient die Walze auch zur Bekämpfung von Ungeziefer, wie Engerlingen, Erdraupen, Mäusen, indem sie diese oder deren Larven zerdrückt und den von ihnen hochgehobenen Boden wieder niederpreßt.

Alle diese Aufgaben neben denen des Herausbringens von Wasser aus den tiefsten Bodenschichten auf trockene Wiesen, kann die Walze im gegenwärtigen Zeitpunkt vorteilhaft übernehmen. Also, walzt die Wiesen! Dörfler.



Lies und Lach'!



Am Berliner Hofe ereignete sich einmal folgende Sache. Der französische Gesandte, der auf schlechtem Fuß mit der deutschen Sprache stand, unterhielt sich über diesen Gegenstand mit einem bedeutenden Schriftsteller und meinte: „Die deutsche Sprache hat viel zu viel Worte, die alle dasselbe bedeuten. Das belastet das Gedächtnis und die Sprache wird plump". Der Deutsche fragte, wie er das zu verstehen habe. „Zum Beispiel, erwiderte der andere, speisen und essen — das sind zwei Worte für einen Begriff." — Aber gewiß nicht, sagte der Deutsche, ich kann wohl die Armen speisen, kann sie aber nicht essen". — „Da haben Sie recht, gab der Franzose zu, aber heißen und nennen haben die gleiche Bedeutung!" — „Auch das ist ein Irrtum, erklärte der Deutsche, denn ich kann meinen Diener wohl heißen, etwas zu tun, aber nicht nennen" Der andere wurde ärgerlich. Aber nun fiel ihm etwas ein. „Senden und schicken, das müssen Sie zugeben, drücken ganz dasselbe aus!" — „Es tut mir leid, auch da kann ich Ihnen nicht recht geben. Denn bitte, Sie sind zwar ein Gesandter, aber kein geschickter!" Worauf der Franzose die deutsche Sprache noch unerträglicher fand als bisher.

•

Erstens haßte der alte Virchow alle Leute, die bei Gesellschaften Gratiskonsultationen erschleichen wollten, zweitens hatte er seine ganze Zuneigung einer alten Dame geschenkt, die jedes Mal, wenn er mit ihr zusammentraf, sich ein anderes Leiden einbildete. Und wieder sprach sie ihn an: „Womit beginnt der Typhus, Herr Professor?" — „Mit T, gnädige Frau," sprach Virchow und ließ sie stehen. Seither hat sie ihn nicht mehr belästigt, sagt man.

•

Jüngst hat ein junger Maler ein Kriegsgemälde gemalt und, als sich die Gelegenheit ergab, Max Liebermann um sein Urteil gebeten. „Ich habe versucht, Meister, das ganze Grauen des Krieges in dem Bild wiederzugeben." — „Das ist Ihnen auch gut genug gelungen. Ich habe selten etwas so Grauenvolles gesehen wie Ihr Bild."

•

Möbius hat sich vor einem Jahr Möbel gekauft. Heute steht die Wohnung leer.

„Was hast du denn mit deinen Möbeln gemacht?"

„Versilbert."

„Und das Silber?"

„Vermöbelt."

Napoleon hatte eine Verfügung erlassen, daß in den Häfen sämtliche englischen Waren und Kolonialartikel verbrannt werden sollten. Als er einige Zeit später vom Schloß Fontainebleau aus einen Spazierritt unternahm, kam er in einem Dorf am Pfarrhaus vorbei. Plötzlich stutzte er und hob witternd die Nase in die Luft. Er hörte nicht nur deutlich eine Kaffeemühle gehen, sondern roch auch den aromatischen Duft der braunen Bohnen.

„Oho!" sagte er, „hier wird mein Dekret übertreten!"

Er stieg lachend vom Pferd und begab sich in das Pfarrhaus. Wahrhaftig, der Geistliche, den er kannte, war soeben selbst dabei, sich einen duftenden Kaffee zu bereiten.

Als der Pfarrer den hohen Gast eintreten sah, ließ er die Hand von der Mühle, stand auf und verneigte sich.

„Zum Teufel, was machen Sie denn da?" fragte Napoleon erstaunt.

„Dasselbe wie Euer Majestät", erwiderte der Pfarrer lächelnd, „ich verbrenne Kolonialwaren."

•

„Gestern bin ich einem Manne begegnet, der mich küssen wollte! Wie ich aber da gelaufen bin!

„Hast du ihn eingeholt?"

•

„Aber Herr Redakteur, warum lehnen Sie meinen Roman ab?"

„Man soll doch von seinen Mitmenschen nicht immer gleich das Schlimmste annehmen."

•

Die neue Aufwartefrau macht zusammen mit der Hausfrau Großreinemachen. Als sie die Büste der Aphrodite von Milo aus dem Zimmer trägt, sagt sie zu der gnädigen Frau:

„Wohl die Frau Schwiegermama?"

•

„Ich habe berechnet", sagte der Professor in der Vorlesung, „daß die Erde in 230 Millionen Jahren untergehen wird."

„Verzeihung, Herr Professor", meldet sich ein Hörer, „wie war die Ziffer?"

„In 230 Millionen Jahren."

„Na, Gott sei Dank, mir fällt ein Stein vom Herzen! Ich hatte geglaubt, schon 130 Millionen Jahren."



»Hier ist eine Steueraufforderung für Sie und die Gasrechnung und die Elektrizitätsrechnung und ein Zahlungsbefehl und die Mietsrechnung und eine Arztrechnung und ein Brief vom Gerichtsvollzieher, und dann wünsche ich Ihnen auch alles Gute zum Geburtstag . . «

„Und wann sehen wir uns?" fragte er.

„Erwarte mich heute nachmittag um 5 Uhr im Café", erwiderte sie.

„Gern — und wann kommst du?"

•

„Sie haben einen ganzen Waggon Kartoffeln gestohlen! Das nennen Sie Mundraub?"

„Ich hatte seit drei Tagen nichts gegessen, Herr Richter."

•

Eine Gruppe amerikanischer Schriftsteller saß an ihrem Stammtisch.

Ein berühmter Romanschriftsteller unterhielt seine Kollegen mit einer Schilderung seiner Liebe zu einer bildhübschen Frau, die er bald heiraten wollte.

Und er schloß mit den Worten:

„Selbstverständlich mußte ich meiner Braut versprechen, daß ich nach unserer Hochzeit keine Romane schreiben werde."

Als der Romanschriftsteller auf einen Augenblick den Stammtisch verlassen hatte, meinte Henry Louis Mencken, bekanntlich einer der einflußreichsten und bekanntesten Kritiker Amerikas:

„Er hat vollkommen recht: Wenn er nun verheiratet ist, wird er „Dramen" schreiben."

•

Der Bürgermeister der kleinen Provinzstadt hat das neue Schwimmbad eröffnet. Man schickt ihm eine Freikarte und die folgende Woche noch eine. Darauf schreibt der Bürgermeister an die Verwaltung: „Meine Herren, über die erste Karte habe ich mich gefreut, über die zweite gewundert. Eine dritte werde ich als persönliche Beleidigung auffassen."

•

Während seines Berliner Aufenthaltes verkehrte Lessing mit dem heute längst vergessenen Dichter Christian Nicolaus Naumann. Und dieser Naumann veröffentlichte eine Schrift, betitelt „Ueber Verstand und Glück", widmete sie Lessing und überreichte sie ihm persönlich. Lessing las den Titel und meinte: „Mensch, wie kannst du über zwei Sachen schreiben, die du in deinem Leben nie gehabt hast!"

•

Alexander Dumas der ältere war einmal bei einem literarischen Tee, bei dem ein paar Novellen seines Sohnes vorgelesen wurden. Danach trat eine Dame auf ihn zu: „Sie sind der Vater dieser reizenden Arbeiten? Ich beglückwünsche Sie!" — „Ein Irrtum, gnädige Frau, ich bin der Großvater."

•

Da saß der berühmte Wagnersänger Niemann eines Abends, an dem er den Tannhäuser singen sollte, beim Wein. Der Wein war so gut, daß Niemann sich absolut nicht dazu entschließen konnte, ins Theater zu gehen. Endlich wurde einer seiner Kumpane doch unruhig: „Du mußt doch nun endlich ins Theater, Niemann." — „Nur keine Aufregung, ohne mich fängt's doch nicht an!"

•

Der Pfarrer kommt im Konfirmationsunterricht auf Elias zu sprechen und sagt: „Nächste Stunde werde ich mit Elias fortfahren!"

Hans kommt nach zwei Tagen früher als sonst aus der Schule.

Vater: „Warst du denn heut nicht zum Konfirmationsunterricht?"

Hans: „Nein, der ist heut ausgefallen. Der Herr Pfarrer ist mit Elias fortgefahren!"

•

Werner Krauß spielte einmal Richard III. — und er riß sein Publikum hin. Nur einen nicht der sich unterstand, bei der berühmten Stelle „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd!" von der Galerie herunterzurufen: „Tuts nicht auch ein Esel?" Krauß unterbrach, trat an die Rampe und rief zu dem Lümmel hinauf: „Kommen Sie ruhig auf die Bühne, Herr!"

Umschau im Lande

Kattowitz

Im D-Zug bestohlen

Ein Kattowitzer Kaufmann, der abends um 10 Uhr mit dem D-Zug aus Warschau abgefahren war, ist unter eigenartigen Umständen bestohlen worden. Er war eine Strecke mit einem Fahrgast zusammen gefahren, der Zigaretten rauchte. Als dieser in Petrikau ausgestiegen war, wurde der Kaufmann plötzlich von Müdigkeit befallen und schlief ein. Als er wieder erwachte, bemerkte er, daß ihm inzwischen seine Brieftasche mit Dokumenten und Geld gestohlen worden war. Es ist schon wiederholt in D-Zügen vorgekommen, daß Reisende im Abteil eingeschläfert wurden, damit sie dann leichter bestohlen werden können. Auch hier liegt sicher ein solcher Fall vor.

Königshütte

In der Grube tödlich verunglückt

Einem Unglück auf einem Pfeiler der Königs-Grube bei Königshütte fiel ein Menschenleben zum Opfer. Von herabstürzenden Kohlenmassen wurde der 35jährige Georg Przykuty getötet.

Radoschowitz

Wohnungsüberfall

In Radoschowitz, Kreis Pleß, wurde auf die Wohnung des Johann Sikora ein schwerer Raubüberfall verübt. Kurz vor Mitternacht drangen drei maskierte Räuber durch das Küchenfenster ein. Die Banditen überwältigten den aus dem Schlaf erwachten S., schlugen ihn mit einem Knüppel mehrere Male über den Kopf und versuchten dann, ihn zu fesseln. Frau S. eilte ihrem Manne zu Hilfe, und schließlich konnte dieser auf den Hof flüchten. Daraufhin warfen sich die Banditen auf die Frau. Schließlich kam Sikora wieder zurück und es entspann sich ein erbitterter Kampf. Infolge der heftigen Gegenwehr der Hauseinwohner und vielleicht aus Furcht, die Hilferufe der Ueberfallenen könnten Erfolg haben, flüchteten die Räuber, ohne etwas gestohlen zu haben. Während drei Banditen in die Wohnung eingedrungen waren, hatte ein vierter draußen Wache gehalten. Es sind die Brüder bzw. Vettern Paul Otremba I und II, Franz Otremba und Karl Otremba, alle aus Radoschowitz. Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen.

Ruda

Tödlicher Motorradunfall

Auf der Chaussee zwischen Ruda und Karl-Emanuel ereignete sich ein schwerer Verkehrsunfall. Das Motorrad des Jakob Otawa aus Antonienhütte hatte einen Defekt, und er ließ es von einem zweiten Motorradfahrer, dem Restaurateur Viktor Sinowiec aus Ruda nach Hause schleppen, indem er die beiden Fahrzeuge durch eine Kette miteinander verband. Unterwegs verlor er infolge des starken Gegenwindes die Gewalt über das in seiner Beweglichkeit behinderte Rad und fuhr gegen einen Baum. Otawa erlitt einen Bruch der Schädeldecke, einen doppelten Bruch des rechten Beines und schwere Verletzungen am ganzen Körper; er war sofort tot. Das Motorrad wurde völlig zertrümmert. Der Tote wurde in die Leichenhalle des Gemeindespitals in Ruda eingeliefert.

Skotschau

Ein Friseur wehrt sich mit der Schere

Der 18jährige Friseur Wladislaus Bronowski aus Skotschau fuhr auf seinem Rade am Freitag abend aus Mnich nach Hause. Im Walde unweit Skotschau wurde er durch einen ungefähr 25jährigen Mann angehalten, der verlangte, daß er ihm das Rad borge. Bronikowski ging darauf natürlich nicht ein, worauf der Unbekannte ihm einen Schlag ins Gesicht versetzte und ihn dann mit dem Messer bedrohte. Der Friseurgehilfe aber zog seine Schere und griff damit unerschrocken den Räuber an, dem er eine schwere Wunde im Gesicht beibrachte. Der Mann ließ darauf von dem Ueberfallenen ab, ließ das Fahrrad liegen und flüchtete in den Wald. Die Polizei hat die Verfolgung aufgenommen.

Pleß

Grabschändung auf dem jüdischen Friedhof in Pleß

In einer der letzten Nächte wurde auf dem Plesser jüdischen Friedhof eine Grabschändung verübt. Ein Unbekannter überkletterte den Zaun, grub das Grab der vor fünf Jahren verstorbenen Gattin des Kaufmanns Beer auf und öffnete den Sarg. Der Schänder glaubte wahrscheinlich, bei der Toten wertvollen Schmuck zu finden. Als er aber bemerkte, daß er sich getäuscht hatte, schloß er wieder den Sarg und brachte den Grabhügel in Ordnung. Darauf flüchtete er und konnte bisher noch nicht festgenommen werden.

Bismarckhütte

Vor Hunger zusammengebrochen

Auf der Bismarckstraße stürzte plötzlich ein Mann ohnmächtig zu Boden. Passanten nahmen sich seiner an und brachten ihn wieder zum Bewußtsein. Der Mann, ein Arbeitsloser aus Lipine, erklärte, daß er sich schon seit Tagen nicht mehr sattgegessen habe. Einer der Umstehenden zog darauf seine Geldtasche und schenkte dem Mann 10 Zloty.

Myslowitz

Einem gerissenen Betrüger in die Hände gefallen

Dieser Tage erschien beim Baumeister G. ein „Herr", der angeblich für die Grube Reden-Dombrowa Arbeitsaufträge zu vergeben hatte. Baumeister G. sollte den Bau von drei Häusern erhalten und weitere Handwerker nennen. Der Betrüger, der sich als Ing. Nowakowski vorstellte, verstand es, den Drogeriebesitzer W., den Malermeister L. und den Ofensetzmeister Sch. nach Sosnowitz zu locken, wo in einem finstern Lokal „verhandelt" wurde. Hierbei wurde viel gesprochen, telephoniert und selbstverständlich auf das gute Geschäft hin auch viel gegessen und getrunken. Als die Myslowitzer allmählich merkten, daß das Geschäft nicht zustande kommen würde, sie vielmehr einem gerissenen Zechpreller in die Hände gefallen waren, war es zu spät, denn der Gauner war indessen verschwunden. Bei der Grube Reden-Dombrowa ist ein Ingenieur Nowakowski nicht bekannt.

Sosnowitz

Mord nach 11 Jahren aufgeklärt?

Im April des Jahres 1922 drangen Banditen in die Wohnung der Familie Dudal in Sosnowitz ein und ermordeten Frau Viktoria Dudal und ihre elfjährige Tochter Irena im Schlafe. Das siebenjährige Söhnchen wurde schwer verletzt. Die Täter raubten damals 8000 Mark. Die Untersuchung blieb lange erfolglos. Erst jetzt ist man den Tätern auf die Spur gekommen. Als mutmaßlicher Täter wurde — nach elf Jahren — der in Sosnowitz wohnhafte Boleslaus Makowski festgenommen und dem Gericht übergeben.

Chorzow

Brand im Chorzower Walde

Im Chorzower Walde in der Nähe von Wenzlowitz brach ein Brand aus, der in dem trockenen Waldboden reichliche Nahrung fand und bei dem starken Winde rasch um sich griff. Die Feuerwehr der Skarboferme und die Chorzower Freiwillige Feuerwehr dämmten den Brand ab. Trotzdem dürfte die etwa zwei Morgen große Kiefernschonung vernichtet sein. Wodurch der Brand entstanden ist, konnte noch nicht festgestellt werden, man nimmt an, daß spielende Kinder ihn verursacht haben.

Lublinitz

Eine neue Art, die Miete einzutreiben

Die Brüder Wilhelm, Konstantin, Franz und Stefan Mika drangen gemeinsam mit ihrem Schwager Richard Slota in die Wohnung des Anton Glinski in Lublinitz, Czenstochowska 25, ein, schlugen den Wohnungsinhaber und seine Frau und drohten, sie zu töten, wenn der rückständige Mietzins nicht gezahlt würde. Glinski wohnt seit längerer Zeit bei Wilhelm Mika und ist die Miete schuldig geblieben. Da es in den letzten Tagen hieß, er trage sich mit der Absicht, die Wohnung zu verlassen, verabredete sich Mika mit seinen Brüdern und seinem Schwager, die Schulden gemeinsam einzutreiben. Als während des Ueberfalls Glinski die rückständige Miete bezahlen wollte, nahmen die Eindringlinge das Geld nicht an, sondern holten sich aus dem Schrank Kleidungsstücke und verließen die Wohnung. Sie wurden von der Polizei verhaftet und der Behörde zur Verfügung gestellt.

Antonienhütte

Unfall im Biedaschacht

In einem Biedaschacht in der Nähe von Antonienhütte ereignete sich ein ungewöhnlicher Unfall. Dem auf der Schachtsohle arbeitenden Andreas Marciniak fiel von oben ein Eimer auf den Kopf, wodurch er eine schwere Verletzung erlitt. Er wurde ins Knappschaftsspital geschafft.

Nikolai

Maggischmuggler festgenommen

Die Polizei verhaftete den Schmuggler Josef Rayca aus Bielschowitz, der in Nikolai Schmuggelware abzusetzen versuchte. Sein Komplize konnte sich durch die Flucht der Verhaftung entziehen. Die noch vorgefundene Schmuggelware wurde beschlagnahmt und Rayca zur gerichtlichen Anzeige gebracht.

Bielitz

Aufdeckung systematischer Diebstähle im Bielitzer Schlachthof

Großes Aufsehen erregt in Bielitz die Aufdeckung von Diebstählen, die mehrere Monate hindurch im städtischen Schlachthof in Bielitz verübt wurden. Schon im vorigen Jahre konnte von verschiedenen Fleischhauern, die das Fleisch frisch geschlachteten Viehs in den Kühlräumen des Schlachthauses aufbewahrt hatten, festgestellt werden, daß regelmäßig Fleisch fehlte. Die Diebe schnitten entweder von ganzen Stücken größere Mengen weg oder sie entwendeten gleich ganze Schlegel. In einem Falle fehlte einem Fleischbeschauer ein ganzes frisch geschlachtetes Kalb. Da die Kühlhallen über Nacht versperrt waren, konnte sich niemand erklären, auf welche Weise und durch wen die Diebstähle verübt wurden.

Dieser Tage wurde die Bielitzer Kriminalpolizei auf die Spur der Diebe gelenkt. Wie verlautet, sollen bereits Verhaftungen vorgenommen worden sein, da sich der Verdacht gegen zwei Fleischergesellen richtet, die auch während der Nacht zu den Kühlhallen Zutritt hatten. In die Untersuchungen wurde auch ein Bielitzer Fleischer hineingezogen, doch stehen noch polizeiliche Nachrichten darüber aus, zu welchem Ergebnis die bisherigen Untersuchungen geführt haben. Unter den Geschädigten befinden sich die Fleischermeister Chrobak, Lastowika, Fellner, Linnert, Bathelt, Neiger und Schanzer. Vorgestern fand eine außerordentliche Sitzung der Genossenschaft der Fleischhauer statt, bei der gefordert wurde, daß die Behörde mit aller Strenge gegen die Schuldigen vorgeht, damit in Zukunft derartige Massendiebstähle in einem städtischen Schlachthause sich nicht mehr ereignen können. Der durch die Diebstähle verursachte Schaden beträgt viele tausend Zloty.

Viehpreise

Gegenüber der vorigen Woche sind keine Aenderungen eingetreten.

Bei Schweinen ist die Tendenz erhaltend, bei Rindern dagegen steigend.

Wochenschau

Die Wandlung in Deutschland

Programmrede des Reichskanzlers Hitler — Die erste Sitzung des preußischen Landtags — Gegen die Lügenpropaganda der Auslandspresse

Die Bedeutung der nationalen Revolution in Deutschland und die ungeheure Wandlung des deutschen Volkes und seiner staatlichen Lebensform, die sich äußerlich schon in den geschichtlichen Jubelfeiern am 21. März kundgetan hatte, ist durch die zweite Sitzung des neuen Reichstages, in der der Reichskanzler seine Programmrede gehalten hat, vertieft worden. Der Reichskanzler legte dem Reichstag den Entwurf eines Ermächtigungsgesetzes vor und richtete den Appell an ihn, der Regierung die von ihr für erforderlich gehaltenen Vollmachten zu erteilen, damit die Auswertung des Sieges durch die innere Säuberung und den Wiederaufbau des staatlichen und völkischen Lebens erfolgreich und planmäßig in Angriff genommen werden könne.

Das positive Programm der Regierung gilt weiterhin der Vernichtung des Kommunismus und der Gewinnung des deutschen Arbeiters für den nationalen Staat. Im inneren Staatsgefüge soll die Gleichschaltung der Reichsgewalt mit den Ländern gewahrt bleiben. Da das Ermächtigungsgesetz auch die Rechte zur Abänderung der Verfassung vorsieht, wird die neue Verfassung, die der Reichskanzler ankündigte, dem Willen des nationalen Deutschland entsprechen. Von den Reformplänen der Kulturpolitik, der sozialen Einrichtungen und der deutschen Wirtschaft ging der Reichskanzler auf die Erörterung der außenpolitischen Einstellung über. Hierbei betonte er vor allem die Bereitschaft des deutschen Volkes zum Frieden. Mit besonders herzlichen Worten gedachte er der deutschen Volksgenossen in Oesterreich und den abgetrennten Gebieten. Die Reichsregierung werde bemüht sein, mit allen Völkern in freundschaftlichen Beziehungen zu leben und jedem Volke die Hand zur Verständigung zu reichen. Der Mißerfolg der Genfer Bemühungen mahne dazu, daß man endgültig Schluß machen müsse mit der Einteilung der Völker in Sieger und Besiegte. Deshalb begrüße er den Plan des italienischen Regierungschefs, der endlich in bereitwilliger Form der Welt die Möglichkeiten für einen zehnjährigen Frieden aufzeige. Deutschland selbst wolle es an aufrichtiger Mitarbeit in allen Fragen der Weltpolitik und Weltwirtschaft nicht fehlen lassen. Im inneren Aufbau soll es oberste Aufgabe der Reichsregierung sein, stets in Uebereinstimmung mit dem Reichspräsidenten zu handeln.

Nach kurzer Debatte, in der nur die Sozialdemokraten das Wort zu einer Entgegnung ergriffen, die aber vom Reichskanzler in schärfster Form unwirksam gemacht wurde, hat der Reichstag mit 441 Stimmen gegen 94 Stimmen der Sozialdemokraten das Ermächtigungsgesetz angenommen und der Regierung die weitgehenden Vollmachten erteilt.

Inzwischen hat auch der Preußische Landtag seine konstituierende Sitzung abgehalten. Ohne eine Ministerpräsidentenwahl vorzunehmen, hat der Landtag einen nationalsozialistischen Antrag angenommen, in dem die durch Verordnung des Herrn Reichspräsidenten ausgesprochene Absetzung der sogenannten Hoheitsregierung gebilligt wurde. Mit der Wahrnehmung der Staatsgeschäfte durch die vom Herrn Reichspräsidenten eingesetzten Reichskommissare erklärt sich der Landtag einverstanden. In parlamentarischen Kreisen erwartet man, daß der Landtag die Wahl des Ministerpräsidenten im Mai vornehmen wird.

Gewisse Kreise des Auslandes benutzen die Wandlung in Deutschland dazu, um in böswilliger Weise mit Lügenmeldungen über angebliche Greueltaten, die sich besonders gegen die jüdische Bevölkerung in Deutschland und die in Haft genommenen Führer der kommunistischen Partei richten sollen, gegen die nationale Revolution zu agitieren und sie vor der Welt zu diskreditieren. Die Reichsregierung mußte schließlich Veranlassung nehmen, gegen diese Hetzkampagne, die den Schauermärchen aus der Kriegszeit nicht nachsteht, aufzutreten. Reichsminister Göring hat die Vertreter der Auslandspresse empfangen und sie auf die maßlose Entstellung und Hetze der ausländischen Presse hingewiesen. Berichte über die Schändung jüdischer Friedhöfe und Synagogen, Terrorakte gegenüber der jüdischen Bevölkerung entbehren jeder Wahrheit. Die Regierung habe Maßnahmen getroffen, um auch Einzelhandlungen, wie sie sich in geringer Zahl zu Anfang ereignet hätten, zu verhindern. Man habe einige Leute von ihren Pfründen entfernt und einige tausend Kommunisten verhaftet. Hunderttausende von Juden lebten in Deutschland völlig unbehelligt. Die Pressevertreter wurden in die Gefängnisse geführt, wo sie sich durch Aussprache mit den Gefangenen persönlich von der Haltlosigkeit der Anschuldigungen überzeugen konnten. Vereinzelt kann man auch jetzt schon in der Auslandspresse Stimmen der Wahrheit hören und sehen, daß man in Berlin wirklich nicht in Blut watet. Die nationale Revolution ist eine Revolution der Disziplin, und die Regierung wendet alle Mittel an, um Ruhe, Zucht und Ordnung aufrechtzuerhalten.

Japans Austritt aus dem Völkerbund

Die vom Geheimen Rat gebilligte Note über den Austritt Japans aus dem Völkerbund ist vom Kaiser unterzeichnet und bereits nach Genf gedrahtet worden.

Um den Viermächtepakt

Mussolinis Vorschlag zur Sicherung des europäischen Friedens durch ein Zusammengehen der vier großen Westmächte wird jetzt in der Presse der interessierten Länder lebhaft diskutiert. Reichskanzler Hitler hat bereits in seiner Programmrede betont, daß dem Plan von deutscher Seite uneingeschränkte Zustimmung zu geben ist. Dagegen versucht Frankreich, das um seine Verbündeten, die Kleine Entente und Polen bangt, in seinen „Kanonenzeitungen" den Plan zu sabotieren. Die Haltung Polens ist angesichts der mit dem Plan im Zusammenhang stehenden Revision der Friedensverträge ähnlich. Die italienische Presse sieht die gegenwärtige Situation so, daß sich wiederum zwei Fronten gegenüberstehen: die Anhänger des dauernden Friedens, die sich aus Deutschland, Italien und England zusammensetzen, und finanziell interessierte Cliquen, die gegen die friedliche Verständigung hetzen. Der Plan Mussolinis habe schon jetzt das große Verdienst, daß er die Verantwortlichkeit Frankreichs und seiner Trabanten für die gefährliche Entwicklung, die eintreten kann, klar und eindeutig vor aller Welt festgestellt hat.



Ein Mittelpunkt des „Jahrs August des Starken": Die Meißener Nicolai-Porzellankirche

Der 200. Todestag des „Königs des Porzellans", August des Starken von Sachsen, wird im Sommer mit vielen Ausstellungen gefeiert werden. In Meißen wird die Nicolai-Kirche von Prof. Börner, die bis auf kleine Teile vollkommen aus Porzellan besteht, Mittelpunkt der Ausstellungen sein. — Auch die Namen der im Weltkriege gefallenen Söhne der Stadt Meißen sind in Porzellantafeln der Nachwelt überliefert.

Die singenden Dschunken von Huang-Hai

Der Seeweg schweigt . . .

Nordöstlich von Nan=ling — über dem Lande liegt wie ein schwerer grauer Vorhang der Nebel — brüllen die modernen Feldgeschütze der Japaner, rasseln die Maschinengewehre, tauchen die Tanks schwerfällig im unwegsamen Gelände. In Genf (wer hier im Osten weiß eigentlich noch, was Genf ist?) wird konferiert. Hier draußen wird gestorben — — zu Hunderten und Tausenden . . .

Der Erfolg ist — unbestreitbar — auf seiten Japans. Die Rechnung der trockenen, leidenschaftslosen Theoretiker in Hokaido ist glänzend aufgegangen: die Maschine (die Kriegsmaschine) siegt über die Menschenmasse. Mit unvorstellbar grausigem Gesicht walzt sie das Land. Ihren Weg zeichnen die brennenden Dörfer, die zerstörten Bahnen, die gesprengten Brücken. Und immer, immer wieder die Silhouetten der Gehenkten, die „abgeurteilt" wurden, weil sie nichts anderes taten als ihre Pflicht.

Wo aber irgendwo die Feuerwalze des technischen Krieges zum Stillstand kommt, da fehlt es den Japanern an Material, an Geschützmunition, Maschinengewehren und vor allem an Flammenwerfern, vor denen die Truppen aus Innerchina ausreißen wie Hasen (weil sie Dämone feuerspeiend auf sich zukommen glauben). Die vier Heeresarsenale Nippons und die sieben staatlichen Waffenfabriken arbeiten mit vollen Touren, Tag und Nacht: Granaten, Granaten, Granaten! Und trotzdem reicht an der Front das Material nicht, der Nachschub stockt, immer wieder kommt die Feuerwalze zum Stillstand, obwohl oft genug auf der Gegenseite nur eine Handvoll schlecht bewaffneter, schlecht ausgerüsteter Kulis liegt, die sich totschlagen lassen, wie sie sich vorher ausbeuten ließen von den „weißen Teufeln" in Hongkong und Schanghai, in den stinkenden Häfen, die nicht China gehören, sondern „international" sind.

Mukden telegraphiert verzweifelt: „Schickt Munition! Schickt Geschütze!" Tokio, Hokaido antworten: „Munition und Geschütze unterwegs via Seeweg!" Mukden wartet weiter. Aber die Munition kommt nicht an! Der Seeweg schweigt . . .

Flaggen sind billig!

Ueber den Ta=scha, die große Sandbank südöstlich der einstigen Mündung des Huang=ho, ziehen die Dschunken, heute wie einst. Rote Riesensegel, auf dem Hinterdeck, an der schwerfälligen Ruderpinne, der Boß persönlich, spitzigen Strohhut auf dem Kopf, einen Zopf über dem Rücken.

Die Mannschaft — 20, 25 herkulische Kerle in jedem Boot — singt die alten, uralten Lieder der Vorfahren (viel Pfirsichblüten kommen darin vor und viele gute Götter.) Ueber dem Ta=scha hängt bleiern der Winternebel; die Spieren knarren; in den feucht tropfenden Leinen singt leise der Wind.

Vom Süden herauf, Richtung Kanton, kommt leise ein Trawler. Uralter Kahn, der träge seine Rauchfahne im Nebel hinter sich her schleppt. Die Maschinen klappern, meilenweit hörbar.

Plötzlich sind die Dschunken da, die „singenden Dschunken" des Huang=hai, die jeder Trawlerkapitän mit schlechtem Gewissen haßt und fürchtet wie die Beulenpest. Lautlos, gespenstisch tauchen sie aus dem Nebel, ein Dutzend und mehr, schließlich eine lange, lose Kette um den rasselnden Kahn. Langgezogen schallt ein Kommando: „Stoppen Sie sofort!" Der Trawler tut, als höre er schlecht. Stärker qualmt der riesige Schornstein. Am Mast geht die holländische Flagge hoch.

Die Dschunken stört das nicht. Sie schieben sich näher und näher. Bis auf der vordersten das Mündungsfeuer eines MG.s aufflammt, gefolgt von dem erbarmungslosen Tack=Tack des rasselnden Todes. Die Verkleidung der Brücke splittert bellend auseinander, dem Mann am Ruder blutet der Arm. Und dann stoppt der Trawler.

In Sekunden sind die Kulis an Bord. „Waffen? Munition für Japan?" Der Kapitän heult Proteste. „Ich bin Holländer!" Die Dschunkenleute grinsen höhnisch. Das kennen sie. Flaggentuch ist billig! Teuer aber sind die Waren im Laderaum: Maschinengewehre, Munition, Geschütze. Darauf warten die Japaner in Mukden mit Sehnsucht — Sie werden eben vergeblich warten! Die Dschunkenleute machen ganze Arbeit: alle Waffen, alle Munition gehen über Bord. Eine Sprengpatrone in die altersschwache Maschine. In acht, zehn Tagen treibt an die Küste ein steuerloses Wrack . . .

Wer weint um Desperados . . .?

Die Leute der singenden Dschunken am Ta=scha haben viel zu tun in diesen Zeiten (man sagt, gelegentlich geben sie sich auch mit Mädchenhandel ab, aber das ist wohl nur ein Nebenberuf). Tag für Tag gehen von Hongkong die Trawler ab, bepackt mit Waffen und Munition für Japan, gekauft in Europa. Bis hierher kommen sie mit den großen, schnellen Schiffen der Europa=Linien. Aber weiter fahren die Kapitäne nicht, mögen Vickers und Skoda noch so hohe Prämien zahlen. Sie wissen: im Tief des Gelben Meeres lauern die dicken Panzer Englands und Amerikas, die den Auftrag haben, Waffenlieferungen an Japan zu unterbinden. Schnappen sie einen Europäer, dann wird kurzer Prozeß gemacht: die Ladung fliegt ins Wasser, und das Hochseepatent des Schiffes wird kassiert.

Also wird — sicherlich unter den Augen der englischen und amerikanischen Hafenbehörden — in Hongkong umgeladen auf die kleinen, schmierigen Trawler, deren Besitzer für Geld ihre Seele verkaufen. Der Kapitän ist Staatenloser? Um so besser! Flaggen sind billig. Abenteurer — für die Crew — ebenfalls. Kommen die Burschen durch — all right! Kommen sie nicht durch — auch all right! Wer weint um Desperados auch nur eine Träne in Fernost . . .?

Uebrigens haben die Trawler eine große Chance: sie steuern über den Ta=scha, da können die Panzer nicht mit! Sie können außerdem die neutrale Flagge zeigen, was manchmal respektiert wird. Wird der Fetzen am Fock aber nicht respektiert, wird der Trawler aufgebracht von den singenden Dschunken — dann gnade Gott der Mannschaft! Zwei Wochen treiben auf dem Huan=hai, ohne Feuer unter dem Kessel und ohne einen Bissen Brot: es gibt angenehmere Dinge auf dieser schönen Erde . . .

Krieg aller gegen alle!

Wer die „singenden Dschunken" organisiert hat, wer diese Piraten auf Chinas Seite bezahlt und befehligt, das weiß kein Mensch, das wissen nicht einmal die guten Götter, von denen die Kulis singen. Vielleicht kommt das Geld wirklich aus Peking und Tsinan (obwohl China es eifrig ableugnet, um Konflikte mit England zu vermeiden). Vielleicht aber — es ist alles möglich in dieser brodelnden Hölle — kommt es auch aus Amerika? Von Bethlem=Steel, die Spada, Vickers und Skoda das fette Geschäft mit Japan nicht gönnen? Hier draußen führt jeder Krieg mit jedem. Warum nicht auch Bethlem=Steel mit Armstrong? Verdienen wird groß geschrieben in Fernost, verdammt groß! Warum soll man nicht verdienen, indem man den anderen das Geschäft zerschlägt?!

Im „merry old England" rasen in den Vickers = Armstrong = Werken die Maschinen, speien Tanks und Granaten zu Tausenden — für Japan! Bei Skoda (bei Pilsen gelegen, nahe dem Bier!) wird in vier Schichten gearbeitet, um die Bestellungen der kleinen gelben Japse ausführen zu können. Der Yen rollt, rollt um eine ganze, gierige Erde . . .

Und auf der anderen Seite? Als Gegner der starrenden Front aus Geld und Stahl und Eisen? — Drei Dutzend Dschunken auf dem Ta=scha, singende Dschunken, armselige Kulis an Bord (die vielleicht gestern noch Mädchenhändler waren).

Sie werden, diese Dschunken, den Sieg der Japaner nicht aufhalten. Sie werden Armstrongs Geschäfte kaum sehr empfindlich stören. Aber sie sind — und das ist das wesentliche — die große und harte Schule für Chinas einstige Führer. Sie sind (auch wenn sie es selbst nicht wissen) das Feuer, in dem der Haß geglüht wird gegen Nippons blutrote Sonne und die Flaggen der Weißen, der Haß, aus dem — irgend wann einmal — der siegreiche Widerstand erwachsen wird, der alle Tanks und Maschinen und selbst die Dämonen der Flammenwerfer überrennt.

Es wird ein bitteres Erwachen werden für Japan, wenn dieser Tag einmal anbricht . . .



Narzissenfelder bei Montreux

Aus dem neuen Ufa-Film „Die Schweiz im Spiel der Jahreszeiten".

Bestellschein

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der illustrierten Wochenschrift

„Oberschlesischer Landbote"

Geschäftsstelle Katowice, 3-go Maja 12

zur laufenden Lieferung ab ....

Der Abonnementspreis beträgt durch Boten 80 Groschen pro Monat
Bei Postüberweisung 90 Groschen pro Monat

Den Bezugspreis für Monat .... in Höhe von .... zł wollen Sie durch Quittung bei mir einziehen lassen — habe ich durch die Post überwiesen.

Ort .... den 193

Straße und Hausnummer ....

Vor- und Zuname ....

Stand ....